1 gGroschen = 1¼ Silber- oder Neugr.

MEYER'S

GROSCHENBIBLIOTHEK

DER

DEUTSCHEN CLASSIKER.

Gutzkow.

3½ Kreuzer = 2 Schillinge Courant.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker.

Eine Anthologie in 365 Bändchen.

Dreihundertundvierundsechszigstes Bändchen.

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

Meyer's

Groschen-Bibliothek

der

Deutschen Classiker

für alle Stände.

(„Bildung macht frei!")

Dreihundertundvierundsechszigstes Bändchen.

Karl Gutzkow.

Zweiter Theil.

[ca. 1871]

Hildburghausen:
Druck vom Bibliographischen Institut.
New-York: Hermann J. Meyer.

Der Kaperbrief.

Eine Novelle.

Während Napoleons siegreiche Waffen den Continent in Erschütterung versetzten, boten die Gewässer und Meere nur den Anblick einer traurigen Verödung dar. Mit dem allgemeinen Abschließungssysteme gegen England und mit den Blokaden, die von Seiten dieses Landes, als Repressalien für jenes, über die Küsten von ganz Europa verhängt wurden, war aus allen Häfen jeder rege Verkehr, das bunte, lebendige Treiben und die Geschäftigkeit so vieler tausend Hände verschwunden, die in Zeiten des Friedens der Unternehmungsgeist in Bewegung setzt. Der Spiegel des Meeres war trügerischer als je. War es früher nur die Macht der Stürme und Fluthen, das Verderben der Strudel und Klippen, oder der Angriff eines berberischen Corsaren gewesen, gegen die der Kaufmann beim Auslaufen aus dem Hafen seine Waarenladung versicherte, so hatte sich zu diesen Gefahren die neue gesellt, von einem Blokadeschiff oder einem bevollmächtigten Kaper aufgetrieben zu werden, und ihm bis auf den letzten Schiffsnagel heimzufallen.

Die Gunst eines Augenblicks, eine rabenschwarze Nacht, die den Kauffahrer ungesehen machte, oder ein Vorsprung, den er vor seinem Verfolger voraus hatte, entschied über das Wohl oder Wehe eines ganzen Lebens. Diese ungleichmäßige Begünstigung des Zufalls erhielt die Preise der Waaren in einem unaufhörlichen Schwanken. Sie sprangen oft plötzlich so hoch, daß sie die Lust und das Vermögen jedes Käufers überstiegen. Hatte man wohl im Innern eines Landes Lust, an einem Pfunde Zucker alle die Verluste zu bezahlen, die der Kaufmann schon früher an vielen Centnern erlitten hatte? Die Aussichten für den Handelsstand konnten nicht trauriger seyn.

Diese Klagen ungefähr mochten in den abgerissenen Seufzern enthalten seyn, die des Kaufmanns Herrn Jean Pierre Bernards beklommener Brust entfuhren, und die wir auf der freundlichen Terrasse seines vom Meer bespülten Gartenhauses in Havre de Grace zu belauschen wagten.

Herr Bernard war ein zweiter Polykrates; denn noch hatte ihn keiner der Unfälle betroffen, die täglich den Ruin seiner Rivale herbeiführten. Was bis jetzt noch immer aus Guadeloupe und Martinique mit einer Adresse an ihn, den reichsten Baratto-Händler aus Havre, abging, daran war der Zufall mit unbegreiflicher Blindheit vorübergegangen, und seine Schiffe liefen noch immer ein, als Boten der Freude für Herrn Bernard, der Trauer für seine Nachbarn. War es die Bescheidenheit unseres Mannes, war es sein patriotischer Eifer, waren es die häuslichen Tu=

genden, das thränenreiche Andenken an seine frühgestorbene Marguerite und seine innige Anhänglichkeit an Helene, das einzige Pfand der Liebe, das sie ihm hinterlassen, waren es alle diese rührenden Vorzüge, die ihm die Götter anrechnen und belohnen wollten? Wenn es wahr ist, daß das Glück an der Hand der Gerechtigkeit geht, so war er vor Allen würdig, seine Gaben zu empfangen.

Herr Bernard saß auf seiner Terrasse unter einem weiten, vor der Sonne schützenden Segeltuche, das, eines Patrioten würdig, rings mit dreifarbigen Franzen besetzt war. Sein gutmüthiger wenig sagender Blick fiel bald auf die Spiegelfläche des Meeres, das unter ihm mit weißen Schaumwellen an das Ufer schlug, bald spiegelteer sein volles, gesundheitstrotzendes Antlitz in einem goldenen Theelöffel, mit dem er dann wieder den regenbogenfarbigen Schaum der Morgenchocolade, die ihm Helene in buntgemaltem Porcellan kredenzt hatte, in seinen nachdenklichen Mund schlürfte. Aus dieser Tasse hatte die selige Marguerite zum letzten Male getrunken, und seitdem war sie für ihn eine Art Rosenkranz geworden, an dem er seine Morgenandacht verrichtete. Er hatte sich vorgenommen, aus dieser Tasse nur unter Gefühlen zu trinken, die ihn nach dem Jenseits und dem Wiedersehen zogen; doch wie kann ich ihm einen Vorwurf daraus machen, wenn ihn seine Schiffe, die Conjuncturen des Handels, der unwiderrufliche Moniteur und die Zuckerpreise heute davon abzogen! Er war Kaufmann und Patriot, er war der Beschützer vieler Hunderte, denen er in diesen

kläglichen Zeiten Unterhalt verschaffte; ja er war noch mehr, Helenens Vater und Verwalter eines großen Vermögens, das er ihr um jeden Preis unverkürzt hinterlassen wollte. So schweiften seine Gedanken bald die Seine hinauf nach St. Cloud, bald nach den Nebeln Albions, das Napoleon aus den geographischen Lehrbüchern hatte streichen lassen, bald über die Meridiane des atlantischen Merres. Er greift nach dem Kalender, um die Tage und die Minuten und die Stellungen der Gestirne zu vergleichen, wo eine Ladung mit Cochenille, Färbeholz, Kakao und andern Colonialwaaren aus dem Hafen von St. Pierre absegelte; er sucht auf der Karte dem Lauf des verhängnißvollen Schiffes zu folgen, und zählt an den Fingern die Stunde ab, wo es an dieser Sandbank, an jener englischen Wachtstation vorübersegeln müsse. Der Schweiß steht ihm vor der Stirn, und er versinkt auf einige Augenblicke in eine völlig apathische Erschöpfung.

„Guten Morgen, Meister Bernard."

Es war eine rauhe accentlose Stimme, die dem Träumenden diesen Gruß zurief.

Bernard, erschrocken über den plötzlichen Willkommen, wandte sich um, nicht wenig erstaunend den Meister Malpart schon zu so früher Stunde bei sich zu sehen.

„Da haben wir's, Kapitain! Ihr müßt es auch gehört haben, in der Nacht haben die englischen Wasserratten wieder Lärm gemacht! Ach, Gevatter! diese in der Nacht so plötzlich aufschreckenden Schüsse sind noch einmal mein Tod."

Der Exkapitain Malpart liebte die unzeitigen Scherze, und sagte lachend zu dem ängstlichen

Manne: „Warum Furcht? Ist doch Euer Heldenmuth größer, als die Gefahr. Auf dieser Terrasse, unter dem würzigen Dufte dieser Blumen und Chocolade trotzt Ihr jedem Wagestück, selbst wenn es den Rothröcken einfiele, den reichsten aller Barattiers von hier abzuholen, Euch in eine Schaluppe zu setzen und im Triumph nach Plymouth zu entführen."

Doch so leicht ließ sich Herr Bernard nicht schrecken. „Kapitain," sagte er spaßhaft, „wo bleiben Eure militairischen Kenntnisse? Diese Terrasse ist nicht vom Ungefähr, sondern nach einem durchdachten, sehr berechneten Plane gebaut worden. Noch ist im Fort dort drüben kein Pulvermangel eingetreten, noch gibt es hinter der Lunette Marengo sehr scharfe Augen, und ich habe es mathematisch ausmessen lassen, daß die Paßkugeln von daher meinen District von jedem verdächtigen Gaste rein erhalten können." —

„Gevatter," entgegente Malpart mit verstelltem Ernste, „das sind ja Wunderdinge, die ich von Euch höre! Sprecht Ihr nicht wie ein Lieutenantmajor, der zwei Batterien zu kommandiren hat! Ohne Scherz, Ihr verrathet taktische Kenntnisse, die Ihr benutzen solltet."

Der gute Bernard fühlte sich nicht wenig geschmeichelt, nickte aber ungläubig; denn wie sollte er sich in den Vorzügen auszeichnen, die ihm hier angedichtet wurden?

Malpart nahm einen Stuhl und rückte Bernard, wie zu einer vertraulichen Mittheilung, näher. „Nehmt mir's nicht übel," sagte er, „aber wir leben in Zeiten, die uns an die Um=

wandlungen gewöhnen. Der Landmann läßt seinen Pflug stehen und vertauscht ihn mit der Muskete. Die Gelehrten und Künstler werfen sich in die glänzendere Karriere, die ihnen der Krieg eröffnet. Die kleinen Kaufleute folgen den Heeren als Commissaire und machen Gewinnste, deren Ungerechtigkeit auf des Kaisers Rechnung, deren Ertrag aber in ihre Taschen kommt." —

„Leider!" bemerkte Bernard, der sein Volk liebte.

„Was sage ich von Großhändlern," fuhr Malvart fort, „von Weltkaufleuten, wie Ihr Einer seyd? Ich bitte Euch, klagt nicht! Man kennt den Inhalt Eurer Geldtruhen, ohne sie gesehen zu haben. Ihr cursirt im Munde Aller als ein Mann, dem es bald an Tonnen fehlen wird, sein Gold zufassen. Das ist eine Hyperbel, aber schon die Hälfte Eures Rufes kann genügen, Euch als ein so solides Haus zu bezeichnen, als Ihr in der That seyd. Aber, Freund — ohne Euch etwas —" —

„Ich beschwöre Euch, Malvart!" rief der ängstliche Kaufmann, dem diese weitläuftige Anrede unheimlich wurde, und sprang erschrocken von seinem Sitze auf, „warum hüllt Ihr Eure Nachrichten in diese fürchterlich dunkeln Redensarten, die mich peinigen? Sprecht, es sind Nachrichten angekommen, und Ihr wißt nur zu gut, daß sie die Botschaft meines Verderbens bringen!"

„Wolle mich Gott behüten," sagte der Kapitain, „daß ich Euch Trauriges sagen müßte. Nein, Eure Sachen stehen gut, sehr gut, und

werden immer so stehen. Doch Ihr kennt die Launen des Schicksals. Gegen seine eigenen Kinder ist das Glück oft am treulosesten. Für diesen Fall will Euch ein Freund mit seinem Rathe dienen."

„Habt Ihr ein Mittel," erwiederte der Kaufmann, „den englischen Schiffsjungen in den Mastkörben die Augen zu blenden, daß sie meine Schiffe nicht sehen? Wißt Ihr ein Mittel, die Kugeln, die in diesem Augenblick die Artemise, oder meinen herrlichen Neptun, oder den nur dem Namen nach feuerfesten Salamander treffen können, unschädlich zu machen? O, was seyd Ihr für ein Mann, meiner Lage zu spotten!" —

„Ihr versteht mich nicht" sagte jetzt Malpart sehr bestimmt. „Ich will offen mit meinem Plane hervortreten. Meine Kapitainstressen sind verrostet, ich habe Nichts zu verlieren, Ihr Alles. Es darf uns also Beiden nur erwünscht seyn, so viel zu gewinnen, als wir können. Ihr besitzt Vermögen, kauft einen Marquebrief, rüstet einen Kaper aus, spickt ihn tüchtig mit Kanonen, werdet Corsar und überlaßt mir das Kommando eines solchen Drachen, der Euch goldene Schätze nicht nur hüten, sondern auch erwerben kann."

Das war zu viel für den Kaufmann von Havre. Herr Bernard liebte den Frieden, er war ein Enthusiast für die Tugend und die Moral, er achtete die Gebote der Religion, und hatte seinem Koche verboten, in seinem Hause Geflügel zu schlachten, weil er es nicht zur Mördergrube machen wollte. Jetzt sollte er sich an die Spitze

einer räuberischen Unternehmung stellen, sollte zur Vernichtung seiner Mitmenschen einen Mann aussenden, dessen Herz nie einem sanften Gefühle zugänglich gewesen war, sollte ihm die Vollmacht geben, auf so viele Väter, deren Kinder und Frauen er dadurch zu Waisen und Wittwen machen würde, auf so viele Söhne, die vielleicht die Stütze ihrer Eltern sind, glühende, mordende Kanonenkugeln abzuschießen! Herr Bernard legte beide Hände auf die Augen, die Sinne schwindelten ihm, und er schwankte erschüttert auf seinen Sessel zurück.

Aber er besann sich; es fiel ihm ein, daß er unter Andern auch Patriot sey; er berechnete den Vortheil, den er der Nation und seinem Kaiser bringen könnte, wenn er die Rathschläge des Exkapitains befolgte. Und Malvart unterließ nicht, ihn in dieser Ideenverbindung zu erhalten. Er schilderte ihm die Verdienste, die er sich um das Wohl seines Volks und besonders um die Beschleunigung des Friedens erwerben könne, und vermied sorgfältig jede unzarte Hindeutung auf die lukrative Seite des Unternehmens; Bernard schwankte, er hatte nichts mehr zu erwiedern, und gab endlich zu allen Vorschlägen seinen ungetheilten Beifall. Der Handel wurde geschlossen, die Summe für den Ankauf des Kaperprivilegiums angewiesen, der Lohn des Kapitains und der Mannschaft, die zusammenzutreiben dieser auf sich genommen hatte, bedungen, und bald sah man Beide nach dem Hafen gehn, um ein taugliches Schiff anzukaufen. Malvart, eine hagere, finstere Gestalt, mit schlechtempfehlenden Zügen und in mehr als un-

ordentlichemf Aufzuge; Bernard, eine umfang=reiche, kleine Figur, in sorgfältig abgestäubtem, weitschößigem Frack, weißen Manschetten, Puder=kopfe und einen goldknöpfigen Bambusstock in der beringten feinen Hand tragend. Der Mann trat sehr behutsam auf, als ob er fürchtete, die empfindungslosen Steine könnten ihm seine Grausamkeit vorwerfen.

Havre de Grace, jetzt so bekannt als Einschif=fungsort der deutschen Auswanderer, war von jeher der wichtigste Seehafen des nördlichen Frankreichs. Am Ausfluß der Seine gelegen, kann man es den Hafen von Paris nennen, dessen zahllose Bedürfnisse zum großen Theil durch die weitverzweigten Handelsverbindungen dieses Platzes befriedigt werden. Es lag aber in den nothwendigen Folgen, die das System der Continentalsperre nach sich zog, daß auch hier ein großer Theil der frühern Lebhaftigkeit ver=schwunden war, ja daß der Verkehr kaum in et=was Anderem bestand, als dem Einbringen eng=lischer Schiffe, oder solcher Fahrzeuge, die unter englischer Flagge sich geschützt glaubten, und den französischen weniger zahlreichen Kreuzern un=glücklicherweise in die Hände gefallen waren. Diese Schiffe wurden dann von einem Prisenge=richt für gute Prisen erklärt, nach ihrem Inhalt und ihrem materiellen Werth tarirt, und im Betrag der ermittelten Summe zu gesetzlich be=stimmten Portionen dem Kaper und der Krone zugeschlagen. Die Waaren und das Schiff wur=den an die Meistbietenden verkauft.

Das Schiffswerft, dicht an dem geräumigen, aber schwach besetzten Hafen gelegen, war in

einen Auctionsplatz umgewandelt worden. Wo man sonst nur die Axt und die Säge des Zimmermanns hörte, da vernahm man jetzt nur zuweilen den Zuruf der Arbeiter, welche ein erbeutetes Schiff auf Walzen an das Ufer zogen, oder die Gebote der Kauflustigen, die an dem Schiffe nicht mehr seine Form und Bestimmung sahen, sondern nur ein mannigfaches Material von Eisen, Holz, Stricken, das sich zu andern Zwecken benutzen ließ.

Es war ein weitplankiger Kutter, um den sich heute die Holz- und Eisenhändler versammelt hatten. In der Ferne standen müßige Kaufleute, die in bessern Zeiten diesen Kiel nicht Andern würden überlassen haben. Man konnte diesen stolzen Segler noch keineswegs ein Wrack nennen, so vollständig war er noch in seinem Zeuge; er mußte sich ohne langen Kampf der Uebermacht ergeben haben. Aber was kümmerte das die Holzhändler? Der Auctionator, ein Mitglied des Prisengerichts, hatte schon das erste Gebot erhalten, und der Ausrufer rief den Versammelten zu: fünfhundert Franken zum Ersten!

Das war nicht viel; man konnte mehr bieten. Achthundert!

Das Schiff war unter Brüdern tausend Franken werth, wenn man die Arbeit und den Zweck seiner ersten Bestimmung, die den Werth wohl mehr als zwanzigfach steigerten, abrechnete. Tausend einhundert Franken!

Nun das war schnell gegangen! Es trat eine Pause ein. Man war auf einige Zeit aus allen seinen Berechnungen gekommen, man mußte sich

wieder auf alle Ansätze besinnen, die man in Gedanken gemacht hatte: was verdienst du? wie viel Procent geben dir verloren, wenn du hundert Franken mehr bietest? Ei nun, mit zweihundert fünfzig Procent läßt sich auch verkaufen, selbst in Kriegszeiten: tausend zweihundert Franken!

Fünfhundert! rief ein Anderer, der vielleicht bessere Absatzwege hatte, oder reich genug war, sich mit zweihundert zwanzig Procent Gewinn zu begnügen.

Aber das schien das Höchste zu bleiben, die andern Herren wandten sich Alle kopfschüttelnd um, sie zuckten über das Wrack verächtlich die Achsel, bemitleideten den Mann mit seinen anderthalbtausend Francs, rechneten jedoch dabei noch immer an ihren krampfhaft bewegten Fingern, weil in der That das Schiff besser war, als wofür sie sich das Ansehen gaben, es zu halten. In demselben Moment wandten sich Alle wieder um, und es folgten blitzschnell die Gebote: Sechshundert! Sieben-, Acht-, Neunhundert, Zweitausend!

Das war ein Donnerschlag: zweitausend Franken! Man lachte den Wagehals aus, um seinen Aerger zu verbergen, und dieser stand bleich und zitternd da, denn leicht konnte es einem einfallen, daß das Schiff noch einen größern Werth habe. Einzelne, die dies zu ahnen schienen gingen prüfend um dasselbe herum, sie stiegen auf einer kleinen Leiter in den innern Raum, klopften, ob das Holz noch jung, nicht faul und morsch sey, taxirten die Eisen- und Blechbeschläge, zogen an den armdicken Tauen,

als wenn sie sich zerreißen ließen, und nun flogen noch hintereinander ein=, zwei=, dreihundert Franken durch die Schießscharten, aus der Kajüte, vom Verdeck herunter.

Zweitausend dreihundert blieb der höchste Satz, der Ausrufer hatte längst zum dritten Male gerufen, und der Auctionator war eben im Begriff zuzuschlagen, als eine furchtbare Stimme: Dreitausend! rief. Man wandte sich entsetzt um, es war Malpart, der im ganzen Hafen berüchtigte Exkapitain Malpart. Bernard stand ihm ängstlich zur Seite; er bestätigte das Gebot seines Begleiters, erhielt den Kutter und zahlte die Summe aus, die selbst für diesen reichen Kaufmann allgemein zu hoch schien.

Die folgenden Tage brachten ein ungewöhnliches Leben in die Schiffswerfte. Weil die Reparatur des von Bernard erstandenen Schiffes schleunigst von Statten gehen sollte, so galt es verdoppelte Kräfte in Bewegung zu setzen. Die Fugen und Löcher wurden trefflich verschlossen, das in seinem alten Zustande sehr zersplitterte Bogspriet durch ein neues ersetzt, auch das Segelwerk und die Takelage von dem frischesten Tuch und Hanfe hergerichtet. Lange hatte man keinen so köstlichen Theergeruch im Hafen verspürt, als jetzt wieder, da der restaurirte Kutter mit diesem bindenden Harze von allen Seiten bestrichen wurde. Aber wie erstaunte man, als Herr Bernard auch Kanonen und Waffen aus dem Arsenal ankaufte und die Planken seines Schiffs mit zwölf mörderischen Röhren bespickte. Endlich mußten sich diese Maßregeln aufklären, als von dem Eigenthümer bekannt wurde, er habe

sich von der Regierung ein Kaperpatent gelöst und dieses wohlarmirte Schiff unter Malpart gestellt, um gegen die Engländer und die verkappten Neutralen zu kreuzen.

Es ist nothwendig über den Urheber aller dieser Dinge einige Erörterungen zu geben.

Malparts Vater war Pilot und einst beim Bugsiren eines Schiffes im fürchterlichen Sturme vor dem Hafen ertrunken. Dieser Unfall machte seinen noch unmündigen Sohn zu dem Kinde Aller, die in dem Hafen ihre Heimath hatten. Unter den rohen Eindrücken, die er hier erhielt, und für welche sein wilder, ungestümer Sinn nur zu empfänglich war, wuchs er auf, vertraut mit dem Leben und Treiben des Hafens, vertraut mit dem Meere auf einige Meilen in der Runde, das er bald sicher und unerschrocken zu befahren lernte. Seine Bestimmung für das Seeleben war entschieden. Er unternahm zuerst in den niedrigsten Rangstufen größere Fahrten, zeichnete sich auf ihnen durch seine Kühnheit und Unerschrockenheit, die seine ihm zur Natur gewordene Brutalität vergessen ließen, aus und erreichte bald die höhern Stellen, die ihm bei den zwischen England und Frankreich ausbrechenden Seekriegen endlich in der Marine die Stelle eines Kaptains verschafften. Die Anforderungen, die die Disciplin der Flotte an seinen aller Subordination unfähigen Sinn machte, zogen ihm eine Reihe von Mißhelligkeiten zu, aus denen ihn nur seine besondern Fähigkeiten zu reißen im Stande waren. So lange Malparts Unternehmungen glückten, verzieh man es ihm, daß er sie nach

seinem eigenen Kopf anfing; als ihm aber die Umstände ungünstiger wurden, rechnete man ihm Alles zum Verbrechen an, was man früher nicht bemerkt hatte. Das Strafgericht, das über mehrere Anführer der bei Abukir so unglücklichen Franzosen verhängt wurde, traf auch ihn. Es ist bekannt, daß Nelson mehr durch die Unvorsichtigkeit seiner Gegner, als durch seine eigene Ueberlegenheit siegte, daß sich die französischen Schiffe von ihren Kanonen entblößt hatten, und daß diese, trotz der unglaublichsten Anstrengungen beim Beginn des Treffens, nicht vom Land wieder auf sie zurückgebracht werden konnten; man schob einen nicht geringen Theil der Verantwortlichkeit für dieses Versehen auf Malparts breiten Rücken, und die Folge war seine Kassirung. Der Exkapitain kehrte nach Hause zurück. Er konnte in Privatdienste treten, aber sein Unglücksstern verhinderte eine Beschäftigung, die ihn mit dem Leben hätte wieder versöhnen, und es ihm und Andern erträglich machen können. Das Continentalsystem sistirte alle Unternehmungen, und weil man es versäumte, Malpart gleich nach seiner Rückkehr Anerbietungen zu machen, so verschmähte er es, sich selbst darum zu bewerben. Er ließ seinem dissoluten, rohen Sinne jetzt jeden Zügel schießen, und wenn er auch der Hafenkönig blieb, so machte ihm sein Volk doch wenig Ehre. Man sah ihn nur im Kreise von Menschen, die, von den Zeitumständen gleichfalls in Unthätigkeit versetzt, sich an ihrem Schicksal zu rächen meineten, wenn sie sich den rohesten Sitten, und einer für jedes Laster den Weg bahnenden Trägheit hingaben. Es war nur der

Rest früherer Bekanntschaft, und das imponirende Auftreten Malparts, das ihn bei solchen Umgebungen noch in einer Verbindung mit dem moralischen Bernard erhielt.

Malpart war zu dem eingeleiteten Unternehmen unstreitig der geschickteste Mann. Er war auch allein im Stande, die für die Bemannung des Schiffes tauglichen Subjecte herbeizuschaffen.

Die Häfen sind zwar noch immer der Aufenthalt der Abenteurer, Glücksritter und des schlechtesten Gesindels gewesen, das sich an Jeden verkauft; aber nachdem die kaiserliche Marine Alles an sich gezogen hatte, was nur irgend in der Jacke eines Seesoldaten oder Matrosen figuriren konnte, mußten die in Havre zurückgebliebenen Rest nur der unbrauchbarste Ausschuß seyn. Mit diesen Menschen wollte sich Herr Bernard den Ruf eines Patrioten erwerben. Aber was kümmerte das zuletzt ihn? Es waren die Erfolge, auf die er speculirte, nicht die Menschen, von denen sie herbeigeführt werden mußten. Es handelte sich hier nicht um moralische Fähigkeiten, sondern um seemännische Kenntnisse, Muth und Verwegenheit, und er überließ es seinem Autorisirten, dem Exkapitain, Menschen herbeizuschaffen, die sich durch diese Vorzüge auszeichneten.

„Malpart," sagte er, „unsere Interessen sind dieselben. Ihr wißt, ich liebe die Ordnung und die Gesetzmäßigkeit, weil sie die Bedürfnisse meines Herzens sind, und ich weiß, daß dieselben Tugenden in Euch einen Beschützer finden müssen, weil ihr anders nicht eine Maschine regieren

könnt, die, obschon unzählige Augen und Ohren, doch nur Einen Mund, der die Befehle gibt, haben darf. Ich beschwöre Euch, setzt einige Strafen für das übermäßige Fluchen fest; ordnet wenigstens des Abends ein gemeinschaftliches Gebet an, und enthaltet Euch aller Zoten und unsaubern Geschichten, die die Ohren der Meerdämonen nur beleidigen. Ich mache Euch dafür verantwortlich, daß mich niemals der Vorwurf treffe, einen Verein von Menschen constituirt zu haben, der die Langmuth des Himmels herausfordert."

Malpart nickte, ohne etwas zu sagen, und nahm den schweren Beutel, den ihm Bernard einhändigte, um damit die erste Löhnung seiner Mannschaft zu bestreiten.

Die erste Klippe, die des neuen Kapers Unternehmung zu umschiffen hatte, war seine eigene Tochter. Helene war von ihrem Vater in alle die Rechte eingesetzt worden, die ihre Mutter mit unerbittlicher Strenge während ihres Lebens geübt hatte. Es war dem Kaufmann zur Gewohnheit geworden, seine Gedanken und Absichten in einer fremden Brust zu verschließen, vielleicht, weil ihn eine natürliche Schwäche verhinderte, die Verantwortlichkeit derselben allein zu tragen. Helene war so lange Rathgeber in den schwierigsten Fällen, und ihr Vater sah es ein, daß er sich auch diesmal ihr vertrauen müsse, um wenigstens Jemanden zu haben, der beim Scheitern seines Plans einen großen Theil des Schmerzes auf sich nehmen könnte. Es gibt Menschen, die sich niemals für sich allein freuen, und noch weniger leiden können.

Helene war in der That dieses Vertrauens würdig. Ihre frühe Selbstständigkeit hatte ihr einen Grad von Charakterstärke gegeben, der an den Mädchen immer selten ist, die sich auch zugleich durch die Reize ihrer natürlichen Schönheit auszeichnen.

Helene war geschaffen, den Mann zu bezaubern. Die frische Seeluft, der ewige Anblick des stolzen, die Herzen erhebenden Meeres, die laute Thätigkeit, in deren Geräusch sie aufgezogen war, benahmen ihrem Wesen jede nachtheilige Richtung, die im Gefolge der sanften und weichen Naturen nur irgend eintreten kann, und Bernard war nicht der Letzte, der für diese Vorzüge ein Auge hatte. Er wußte, um welch hohen Preis er mit dem reichen Matthieu, Kaufmann in St. Pierre, seinem vieljährigen Commanditär und Geschäftsfreunde, in eine nähere Verwandtschaft treten wollte. Er schrieb diesem Vierziger oft: „Unser Kleinod nimmt täglich einen strahlendern Glanz an: Helene ist die Wonne von Havre und der Stolz ihres Vaters. Man will sie mir vergleichen, aber ich finde in ihr nur die Vorzüge ihrer Mutter wieder. Sie haben sie als Kind gesehen und sind von den Bewohnern St. Pierre's beneidet worden, Sie werden sie als Gattin in Ihre Arme schließen, und die Eifersucht von ganz Havre wird Ihnen übers Meer folgen. An dieser Mißgunst werde ich mich dann einst noch einige Wochen erfreuen, und endlich die Furchen suchen, die meine Lieben dann schon durch den Ocean gezogen haben. Es ist noch ein steiler Gipfel, den ich zu besteigen

habe, aber er wird mich in den Hafen der Ruhe führen."

Man erkennt aus diesem Bruchstücke seiner langjährigen Correspondenz mit Meister Matthieu die Absichten, die Bernard mit seiner Tochter hatte. Er wollte nur den durch sie beglükken, dessen Eifer und Treue er die Vermehrung seiner Reichthümer verdankte; er wollte sogar nach der Verheirathung Helenens die Besitzungen in Havre aufgeben und seinen Kindern über das Meer folgen, ein Wagniß, daß ihm jedoch zuweilen das lachende Bild der Zukunft mit einem grauen Nebelflor überzog. Aber Bernard blieb standhaft bei diesem Beschlusse, gegen den selbst die Weigerung Helenens, einem Manne fremder Wahl ihre Hand zu geben, nichts vermochte.

Ja, daß ich's nur sage, diese einzige Mißhelligkeit war es, die zuweilen an dem freundlichen Lebenshorizonte Bernards mit finstern Wolken heraufzog und auch Helenens Freude trübte. In ihren wachenden und geträumten Wünschen lebte nur Eines Mannes Name, der das ganze geheimnißvolle Spiel, wie sie einer Rose gleich knospete und sich allmählig zur reizendsten Jungfrau entfaltete, belauscht hatte, der ihr als Dolmetscher eines wilden, unverständlichen Lebens mit zärtlicher Hingebung zur Seite gestanden, und den sie jetzt, vielleicht nicht mit Unrecht, als hinübergegangen in das Reich der Schatten, beweinte.

Alfred Dumallet war sehr früh zu einer glänzenden Unabhängigkeit gekommen, obschon der Preis derselben ein schmerzlicher, der Tod seiner

Eltern, gewesen war. Er war unter die Vormundschaft Bernards gekommen und hatte den größten Theil seiner Jugendeindrücke mit Helenen gemeinsam erhalten. Mehrere Jahre, die er auf der Rechtsschule in Paris zubrachte, entfernten ihn von Havre, wohin er als Advocat bei dem dortigen Handelsgericht zurückkehrte. Beim Wiedersehen fand das Entzücken Worte, die bald in die freie Sprache der Liebe übersetzt waren: wie vernichtend mußte der Schlag seyn, der die Liebenden jetzt traf! Alfreds Alter, seine Jugendkraft, seine Verhältnisse, waren lauter Merkmale, die man damals bedurfte, um von Napoleons grausamer Conscription requirirt zu werden. Ein Abschied, und Alfred war auf dem Wege zum Rhein, um unter den siegreichen Fahnen seines Kaisers die deutschen Völker zu unterjochen. Welche Kugel konnte nicht längst seinem Leben ein Ende gemacht haben!

* * *

Endlich brach der ersehnte Tag an, da der vortrefflich ausgerüstete Kutter vom Stapel gelassen werden sollte.

Es war noch früher Morgen; nur einzelne Strahlen der aufgehenden Sonne gleiteten zuweilen über die majestätische Meeresfläche hin, ohne sie zu berühren, und Helene, jetzt von Allem unterrichtet, stand auf der Terrasse, die rings mit den duftendsten Blumen besetzt war.

Der Vater war schon vor Tagesanbruch in den Hafen gegangen, um seine letzten Befehle, und dem Schiffe einen Namen zu geben, auf den er sich während der schlaflosen Nacht be=

sonnen hatte. Es mußte ihm unter der Mannschaft und den Leuten, die gaffend im Hafen standen, nicht behagt haben, denn er kehrte schon wieder zurück und trat in der ungewöhnlichsten Aufregung, alle Morgenbegrüßungsceremonien heute abweisend, auf die Terrasse.

„Liebes Kind," sagte er, „Du wirst Dich erkälten, es ist noch kühl. Aber mir ist sehr heiß, Helene; ich strenge mich zu viel an; wer wird mir es danken?"

Helene wischte ihm den Schweiß von der Stirne und wollte Einiges bemerken; aber Bernard hörte auf nichts und fuhr fort: „Die verdammten Taufceremonien! Es ist eine Lästerung auf Gott und alle Heiligen, daß man mit den Schiffen Wiegenfeste feiert. Helene, heißt es nicht das Schicksal herausfordern, wenn man diesen Fahrzeugen bestimmte Namen gibt, und sie sogar aus dem Kalender nimmt? Was hat es mich für Mühe gekostet, diesem Kutter einen Namen zu geben. Ich wollte ihn erst nach Deiner Mutter la Marguerite nennen, aber ich erschrak darüber, denn die Selige würde diese Ausrüstung nie gelitten haben. Ich wollte ihn Helene nennen, aber ich schämte mich, Deinen Namen, liebes Kind, mit so abscheulichen Leuten, wie Malvart um sich versammelt hat, in Verbindung zu bringen. Dieser Spitzbube selbst sagte, ich solle das Fahrzeug Argus nennen; aber würde mir nicht jeder diesen hundertäugigen Namen als die Frucht meiner Habsucht und meines Eigennutzes auslegen? Nein, ich will nur dem Vaterlande dienen, ich will für die Nation wachsam seyn, und habe deshalb

endlich ein zweifach passendes Symbol gewählt. Liebe Tochter, sprich nur selten von diesem Schiff, aber wenn Du es erwähnst, so beliebe es mit dem Namen: der Hahn, zu bezeichnen."

Bernard lachte doch im Stillen über diesen Namen; er war recht artig gewählt, patriotisch und symbolisch.

Es klopfte an der Thüre, die auf die Terrasse führte. Die alte Marthe war es, die, ihren Schwestersohn Jaques an der Hand, hereintrat. Sie war die älteste Dienerin des Hauses, und je weniger sie dennoch mit Bernard sprach, desto auffallender war es, daß sie heute im gewähltesten Anzug vor ihren Herrn trat, und mit vielen Verbeugungen andeutete, daß sie ein dringendes Anliegen habe. „Ach Gott," sagte sie, mit der Thür ins Haus fallend, und auf Jaques, einen jungen Burschen, der verlegen an seinem Hute drehte, zeigend, er läßt mir gar keine Ruhe!"

„Was willst Du, Jaques?" fragte Helene, die Marthens Schwestersohn wohl kannte, „sprich nur frei heraus!"

Marthe hatte aber das Wort und Jaques war zu schüchtern. „Und sein seliger Vater ist es ja auch so viele Jahre gewesen," fuhr die Alte fort, „und wenn auch meine Schwester nicht immer die besten Tage bei ihm gehabt hat, so sagte sie doch oft zu mir —" —

„Marthe!" rief jetzt der unwillige Bernard, der kein Auge von seinem Hahn verwandte, „wir sind mit ernsten Angelegenheiten beschäftigt, wir haben wichtige Dinge zu besorgen, ja Marthe,

wir müssen keine Umschweife machen. Was gibt's?"

Es half aber Nichts, Helene mußte sich ins Mittel werfen und das Anliegen der beiden Leute erst in vernünftige Worte bringen. Da kam denn heraus, daß Jaques auf das prächtige Kriegsschiff seines alten Gönners habe gehen wollen, daß Marthe zwar die Hände gerungen, und ihre selige Schwester und deren Mann angerufen, dem Jungen andere Gedanken einzuflößen, daß er aber an den Strand gelaufen sey, um sich von Malpart mitnehmen zu lassen. Er habe sich zwar auf die Bekanntschaft des Kaufmanns berufen, aber der Kapitain habe ihn mit Drohungen zurückgeschickt und nicht aufnehmen wollen. Jetzt komme er nun zu dem Herrn des Schiffes, der allein darüber zu gebieten habe, und bitte um die Erlaubniß, die Malpart verweigert.

„Das ist vernünftig, Marthe," sagte der über diesen Vorfall erstaunte Kaufmann, und wiederholte die Worte: „der allein darüber zu gebieten hat". „Ich bin des Schiffes Eigner und ich kann es mit Menschen bevölkern, die mir angenehm sind. Jaques, Du bist ein braver Junge, Du wirst auf das Schiff kommen, so wahr ich fünftausend Franken für das Privilegium bezahlt habe."

Damit riß er ein Zettelchen aus seinem Portefeuille und schrieb mit Bleistift einige Worte darauf. Helene nahm das Papier und gab es Jaques, der sich mit linkischer Freude bedankte.

„Du solltest mir lieber im Hause bleiben," sagte sie, „und uns die Hühner füttern und die Tauben rupfen helfen. Vergiß nicht, fleißig zu

beten, und sage, wenn man Dich prügeln will, ich hätte es verboten."

Sie gab ihm den Inhalt ihrer Börse, Marthe nahm ihren Schwestersohn bei der Hand und entfernte sich mit ihm unter unaufhörlichen Verbeugungen. Die alte Frau wußte nicht, ob sie sich über den Erfolg ihrer Bitte mehr freuen oder mehr betrüben sollte.

Die Hafenglocke rückte jetzt auf sieben Uhr an. Der Hahn stand ungeduldig auf Walzen, die zurückgenommen werden mußten, sollte er seinen Fuß in das blaue Naß tauchen. Jetzt donnerte die eine Seite von sechs Kanonenschlägen, jetzt die andere von eben so vielen, eine Rakete stieg in die Luft, im Nu waren die Seile abgehauen, die Walzen weggezogen, und der stolze Segler fuhr mit blähendem Krummschweif auf die überraschte Fläche. Im Hafen erscholl ein lauter Jubel, und doch hörte man bis auf die Terrasse den pfeifenden Ton, wie das Schiff durch die Wellen flog.

Bernard verfolgte es bis auf den letzten unscheinbaren Punct, eine Thräne trat ihm ins Auge, er ergriff Helenens Hand und sagte: „Man setzt Alles aufs Spiel, wenn man die Bewachung seiner Ehre einem fremden Eifer anvertraut. Ich bitte Dich, mir heute nur leichte, verdauliche Speisen auf den Tisch zu bringen."

Helene wußte ihres Vaters Empfindungen durch Schweigen zu ehren, sie begleitete ihn in sein Comtoir und übertrug Marthen, die leiblichen Wünsche ihres Vaters zu befriedigen. Dieser schrillende Ton des davonsegelnden Schiffes hatte ihr wie höhnisches Gelächter geklungen; sie

liebte ihren Vater, und ahnte, daß man ihm einen Streich spielen wollte.

* * *

Beflügeltes Schiff, deinem pfeilschnellen Fluge folgt jetzt in bescheidener Ferne die Muse! Noch gewöhnt an deines Herrn blanke und sorgfältig geordnete Umgebung, an seine gemäßigten, auf der Wagschale einer steten Ueberlegung gewogenen Worte, und noch ergriffen von den Wünschen, mit denen er dich in die Arme Amphitrite's legte, erschrecken wir vor der schnellen Veränderung, die deine reine Jungfräulichkeit in noch höherem Maße bedrohen zu wollen scheint. Alle die Oerter, die noch kurz zuvor von Herrn Bernard mit dem Weihwasser seiner bescheidenen und frommen Wünsche gesegnet waren, wiederhallten jetzt von unsaubern Liedern, heillosen Flüchen und von den Verwünschungen der Müßigen, die, noch ehe der Hahn um das Cap de la Hève gesegelt war, sich zum Spiele gesetzt und eine Partie verloren hatten. Die schmutzigen Scenen aus den Hafenboutiken waren hierher versetzt, diese Menschen waren alle dieselben geblieben, und hatten nur eine neue Eigenschaft angenommen, die Hoffnung, bald eine ansehnliche Beute zu machen.

Malpart hatte für diese Unordnung noch kein Auge. Theils sah der ein, daß die Bemannung seines Schiffes mehr als vollzählig war, und daß man ihr Freiheit gewähren müsse, um sich ihres Muthes zu versichern, theils knüpften sich bei ihm an diese nach manchen Jahren zum ersten Male wieder begonnene Fahrt so viel Erinnerungen,

daß er sich diesem Genuß erst hingeben mußte, ehe er an die Strenge der Disciplin dachte.

Er stand auf dem Verdeck in einem blauen, weiten Hemde, um die Hüften einen ledernen Gurt tragend, der mit Pistolen und einem scharfen Beile besteckt war. Ein breitkrämpiger Strohhut beschattete sein gebräuntes Antlitz, in dem sich die Freude, jetzt wieder in seinem Elemente zu seyn, unverkennbar abspiegelte. Er schlug einem untersetzten, gegen seine lange Gestalt abstechenden Manne, der ihm auf dem Verdeck entgegentrat, auf die Schulter, und sagte mit besonders freundlicher Miene, die eine Reihe der trefflichst erhaltenen Zähne sehen ließ: „Freund, die hohe See hat doch einen andern Geruch, als das seichte, verunreinigte Hafenwasser, in dem die Weiber ihre Hemden waschen.“

Der Lieutenant Catineau nickte holdselig und schlug sich Feuer zu einer Pfeife an, die zu Malparts Bedürfnissen nicht gehörte. Stahl und Schwamm einsteckend und den trockenen Tabak anrauchend, entgegnete der dicke Bretagner: „Das Ding mit dem Meere ist, bei Gott! sehr wunderbar. Da hab' ich mir bei der alten Susanne in dem vermoderten Loche, wo ich gern für das Maß deshalb einen Sous mehr gab, zu meinem Vergnügen täglich die Zeitungen vorlesen lassen. Rechne ich diesen zufolge all den Thee, den Rum, den Zucker zusammen, den der Kaiser hatte ins Meer schütten lassen, so müßte es längst zu Punsch geworden seyn, und zähle ich all die Pulverfässer und die Tausende von englischen Seekälbern, die unsere Zeitungen in den Grund gebohrt haben, so sollte

das ein Geruch seyn, der sich verspüren ließe. Gevatter, empfindet Ihr etwas?'

Catineau lachte selbst über seinen Witz, so daß es Malpart nicht zu thun brauchte.

Malpart entgegnete: „Ihr habt ein vortreffliches Gedächtniß, Lieutenant! Jetzt fällt es mir auch ein, daß ich Eurem achten oder zehnten Buben meinen Vornamen gegeben habe. Aber wie kommt Ihr heute auf den Gevatter, den Ihr vier Jahre lang vergessen habt?"

„Was soll ich sagen, Kapitain!" antwortete Catineau, „Ihr kennt meine Schwächen noch nicht. Ich kann, Gott verdamme mich! niemals die See befahren, ohne Herzweh zu bekommen. Ich habe verteufelten Muth, ich packe einen englischen Seedrachen mit den Zähnen an, aber beim heiligen Sebastian, der auf dem Meere immer mein Schutzpatron ist, das Schiff ist mir zuweilen zu klein, ich muß heraus, es prickelt mich, es —"

„Ja, nun, was?"

„Ich vergesse es auf dem Wasser nie, daß ich von meiner Frau noch nicht geschieden bin, daß ich mit einem schwarzen Teufel in meinen jungen Jahren Kinder gezeugt, von denen sich eins auf Euch, Kapitain, als Pathen berufen kann, und daß mich die Hexe schon tausendmal in die Hölle gewünscht haben mag. Aber Ihr wißt, Gevatter, ob ich in Havre Zeit habe, an Martinique und meine Mulatten zu denken."

Der abergläubische Bretagner hörte noch nicht auf, sein Gewissen wegen seiner in einem andern Welttheile verlassenen Familie zu beschwichtigen. Er wünschte die Meinung des Kapitains zu hören, ob ihm die Verwünschungen seines

schwarzen Weibes, die ihn auf dem festen Lande in keine Furcht setzten, auf der offnen See schaden könnten, wenn er ihn wieder Gevatter nenne und zuweilen an sie denke? Doch war Malpart jetzt schon mit einer andern Scene beschäftigt.

Im untern Schiffsraume hatte der Lärm immer zugenommen. Das Spiel führte zu Uneinigkeiten. Die Streitenden zogen die Andern in ihre Sache hinein, und es war jetzt zu Tätlichkeiten gekommen. Man stürmte auf das Verdeck hinauf, sich mit Waffen und Verwünschungen verfolgend.

Malpart trat wüthend den Andrängenden entgegen, gebot mit fürchterlicher Stimme Ruhe und zog die Urheber dieser Störungen des Schiffsfriedens hervor. „Habe ich Euch," schrie er, „aus Euern schmutzigen Spelunken getrieben, damit Ihr mit Euern giftigen Kehlen diese Räume verpestet? Mußtet Ihr nicht den Koth von Euern Händen waschen, als ich Euch der Ehre würdigte, unter mein Regiment zu treten? Sprecht, was war die Absicht Eurer unfläthigen Worte, oder Ihr könnt im Nu zu der Abwechslung kommen, von den Fischen benagt zu werden!" —

Von den beiden Unruhestiftern war der eine den Matrosen, der andre den Kanonieren beigeordnet. Sie hatten eine Rangstreitigkeit veranlaßt, die immer heftiger wurde, als sie anfingen an die Vertheilung der Beute verschiedene Ansprüche zu machen. Hier sollte den Kanonieren, dort den Matrosen ein größerer Antheil gebühren. Die Uebrigen hatten Partei genommen, weil es ihrer eigenen Sache galt, und Malpart sah ein, daß er ein scharfes Beispiel aufstellen

müsse, wenn er ähnlichen Excessen vorbeugen wollte.

„Ich werde Euch zeigen," sagte er nach einer Pause mit bitterm Lachen, „wornach sich Eure Portionen richten sollen. Wer von Euch Beiden ein kleines Kunststück, das Ihr jetzt produciren sollt, am längsten auszuhalten vermag, kann auf einen besondern Vorzug rechnen. Die Winde in Bereitschaft, Stricke her und ein paar Vierundzwanzigpfünder!"

Die armen Schelme! Es war die grausamste Procedur, die mit ihnen vorgenommen werden sollte; aber die Uebrigen lachten und beklatschten die witzigen Einfälle ihres Kapitains. Es fielen ihnen alle die peinlichen Strafen der Criminalordnung des Seelebens bei, deren schmerzhafte Erfahrung sie in früheren Tagen vielleicht selbst gemacht hatten, und deren Erinnerung nun zwei Andern, die sie selbst nicht waren, auf eine Zeit Höllenpein verursachen sollte. Man setzte die Unglücklichen auf die beiden Enden des Holzes an der Schiffswinde, band sie fest, hing ihnen die schweren Kugeln an die Füße, gab der Winde eine kreisende Bewegung, und ließ die beiden Habsüchtigen einen Spazierritt machen, der um einen halben Fuß ihre Beine ausreckt. Als man sie abnahm, konnten sie nicht aufrecht stehen und mußten in den innern Schiffsraum getragen werden.

„Junge, wirst Du auch Deine Hoffnungen auf die Beute so hoch spannen?" fragte Malpart nach dieser Execution der alten Marthe Schwestersohn, der mit Schrecken diesem Schauspiele beigewohnt hatte. Dieser antwortete nichts, lief

in die Küche, wo er angestellt war, und dachte bei sich, daß er sich ja auf Helenen berufen könne, wenn man einmal Lust hätte, seiner Länge auf diesem Wege eine halbe Elle zuzusetzen, oder ihn sonst grausam zu bestrafen.

Der gute Jaques! Er hatte sich noch nicht auf Herrn Bernard berufen; hätte er es aber gethan, wie würde man ihn ausgelacht haben!

Bei einbrechender Nacht gab Malpart den Befehl, das Schiff links zu wenden und nach der Richtung von Ostsüdost zu steuern. Er mußte sich nicht zu weit in den Kanal wagen wollen, sondern schien das Ufer des Calvados zu suchen, obschon dies eine wegen der berüchtigten Klippen in dieser Gegend schwierige Fahrt war.

Mitternacht kam heran. Es war auf dem Schiffe ruhiger geworden; nur die ausgestellten Posten bewiesen, daß der Kutter seinen wachsamen Namen nicht mit Unrecht führte.

Allmählig aber scholl ein Flüstern durch diese Stille hin, und man hörte, daß sich der im Mastkorbe wachende Matrose mit den unten Befindlichen in Correspondenz setzte.

„Ein ferner weißer Punct."

„Das Leuchten des Meeres." —

„Versteht sich, es ist nichts; und doch — es bewegt sich." —

„Dummheit! wir bewegen uns, und was Du siehst, kann also nicht stille stehen." —

„Das ist wahr, als ich einmal in einem verschlossenen Wagen von Havre nach Harfleur fuhr —. Aber, straf' mich Gott! es wird größer." —

„Ja, ja, ich seh's nun auch." —

„Es ist ein Segel und etwas Blaues." —

„Das ist die Lunte über den Kanonen." —

Ein Blitz, ein Schuß, ein Gepolter im Takelwerk, wie von einer durchfahrenden Kugel.

Jetzt wurde es auf dem Hahn lebendig, man griff zu den Waffen, Malpart sprang aus der Kajüte, kommandirte und sah zu gleicher Zeit durch ein Nachtteleskop.

Es war nicht mehr nöthig, eine Goelette stand auf einige tausend Schritte in der Nähe.

„Wer seyd Ihr?" tönte es jetzt durch ein Sprachrohr vom andern Schiffe; „steckt Eure Flagge auf, setzt ein Boot aus und schickt Eure Pässe!"

Malpart fluchte, daß es ein Franzose war, der durch das Rohr sprach; es war ein französisches Kriegsschiff, hier zur Bewachung der Küste postirt. „Die Jolle heraus, Catineau!" rief er, „wo steckt der meineidige Wanst, der seine Frau und zehn Kinder betrogen hat?"

Catineau kam eben aus der Hängematte, er rieb sich die Augen und sagte gähnend: „Heilige Jungfrau, ich habe von ihr geträumt, das heißt nicht von der Jungfrau, sondern —"

— „Ersticke in Deinem Geschwätz!" rief Malpart, denn das Sprachrohr tönte von Neuem und die blauen Flammen zuckten auf der Goelette, um die erste Begrüßung zu wiederholen. Aber schon stand Catineau mit einigen Leuten in der hinuntergelassenen Jolle.

Nach einer Viertelstunde kam er zurück. Man hatte ihn scharf examinirt, seinen Kaperbrief sehr genau durchsucht, und der Kommandant der Goe-

lette sollte gesagt haben: „Bernard ein Kaper? Wie kommt der gute Mann, den ich gar wohl kenne, auf ein solches Handwerk?" —

„Das Verwundern steht ihm frei," sagte Malpart lachend, strich dem jetzt erst wieder munter gewordenen Catineau die Backen und ließ die Jolle heraufziehen.

Der Hahn drückte noch eine Stunde lang die Augen zu und überließ sich ungehindert den schaukelnden Wellen.

„Kapitain, was fällt Euch ein? Hat je in den Gewässern des Kanals die französische Flagge stolzer geweht, als auf jenem Segler, der nur in Dieppe oder Boulogne gebaut seyn kann?"

Malpart hatte dafür kein Auge. Mit Tagesanbruch hatte sich der Hahn wieder vom Ufer abgewandt und gegen Mittag ein Fahrzeug bemerkt, das jetzt in einer geringen Entfernung als französischer Kauffahrer ansichtig wurde. Wenn es der Delphin des Herrn Bernard selbst gewesen wäre, so hätte ihn sein treuloser Kapitain angegriffen.

Alles war zu einem hartnäckigen Kampfe in Bereitschaft gesetzt; die Mannschaft war theils unter Gewehr, theils an die Geschütze vertheilt, die Enterhaken waren bereit, alle Hindernisse in dem Raume aus dem Wege geräumt und die Munition an sichere Stellen untergebracht, ja ein weites Gewebe von Stricken, die ihnen besser um den Hals gehört hätten, wurde über die Kampfbereiten ausgespannt, um sie vor den Flintenkugeln zu sichern.

Der Kauffahrer drückte durch das Sprachrohr seine Verwunderung aus, daß eine Flagge die andere angreife, er sey von Dieppe und segle mit Fabrikaten nach der Bai von Biscaya.

„Feuer!" war Malparts einzige Antwort, und die lange Kanone spie eine Kugel aus, die jedoch das angegriffene Schiff nicht zu erreichen schien.

Dieses zeigte keine Lust, sich mit dem im vollsten kriegerischen Zeuge befindlichen Kutter in einen Kampf einzulassen. Es setzte alle Segel auf, und suchte sein Heil in der Flucht.

Aber auch der Hahn entfaltete jetzt die Federn seines Krummschweifes, und kam dem Kauffahrer bald wieder so nahe, daß dieser wider Willen zum Kampfe gezwungen war. Noch einmal suchte er durch einige Manövers sich ihm zu entziehen; er strich das Steuerruder nach dem Backbord, in der Absicht, über den Spiegel des Hahns wegzugehen. Er hätte dann eine volle Ladung (und man sah, daß er so viele Kanonen führte, als der Hahn) auf die ganze Länge seines Angreifers gegeben, die Verwirrung vielleicht benutzt, und sich der unangenehmen Möglichkeit, zuletzt dennoch in den Grund gebohrt zu werden, entzogen.

Aber Malpart besaß Augen, und vortreffliche, und Kenntnisse, die ihm in besserer Lage Ehre gemacht hätten. Er kommandirte kaltblütig: „Aufluven!" und als dies dicht am Winde geschehen war und die eine Batterieseite eine volle Ladung gegeben hatte, daß an dem Kauffahrer die Splitter krachten, von Neuem: „Jetzt quer vorbei an seinem Spiegel!" und dies Manöver

gelang so vortrefflich, daß der Hahn nur von den Kanonen in der Konstablerkammer bestrichen und einem schwach unterhaltenen Gewehrfeuer ausgesetzt wurde. Die Flagge des fremden Schiffes war abgeschossen, die Taue, die das Vormarssegel hielten, waren untauglich gemacht, und jeder Versuch, sie wieder zusammen zu flechten, mißlang. Jetzt rief der siegestrunkene Malpart: „Die Steuerruder beigestrichen! Bord an Bord! Hieher mit den Enterhaken!" Er selbst war der Erste auf dem bedrängten Schiffe, Catineau der Zweite, und seine raubgierige, aber tapfere Mannschaft folgte ihm, in wildem Anlauf.

Auf dem Halbverdeck kam es zu einem mörderischen Gefechte mit der kleinen Besatzung des Kauffahrers, die sich auf das Aeußerste vertheidigen wollte. Die Räuber waren auch der Zahl nach im Vortheil, die Angegriffenen bestanden kaum aus vierzehn Köpfen, von denen viele schon durch den ersten Kampf untüchtig gemacht waren. Malpart wirft sich mit wahnsinniger Mordbegier unter dies kleine Häuflein, im Nu hat er dem fremden Kapitain den Kopf gespalten, sein blutiger Säbel metzelt unter den Bedrängten, deren tapfere Gegenwehr der Uebermacht weichen mußte. Ein kleiner Rest zog sich die Schiffstreppe hinunter, und unterhielt von unten ein wirksames Pistolenfeuer; aber Malpart achtete den Verlust einiger von seinen Leuten wenig, die Treppe wurde genommen, die jetzt ohne allen Ausweg Gelassenen theils niedergemacht, theils ergriffen, und das Schiff war in der Gewalt des triumphirenden Kapitains.

Diese Scene klärt uns über die Bestimmung auf, die Bernards jungfräulichem Kutter von dem eigenmächtigen, grausamen Malpart gegeben war. Wie konnte auch der gute Kaufmann von Havre glauben, daß sich der Kapitain unter seine Befehle stellen würde? daß er einen Lohn annehmen sollte für gemachte Beute, die er auf kürzerem Wege unter seine Gewalt brachte? daß er sich von armseligen Advocaten und heruntergekommenen Kaufleuten über die Rechtmäßigkeit seiner Prisen Zeugnisse ausstellen lassen würde? Sein Plan war gefaßt, als er Bernard zum ersten Male auf der Terrasse besuchte: es mochte ihm Ueberwindung gekostet haben, durch einen Betrug in den Besitz dieses Schiffes zu kommen, aber seine Lage versetzte ihn in die Nothwendigkeit, seine Gewaltthätigkeit mit der List zu paaren.

„Und warum soll ich mich auf die Engländer beschränken?" fragte er sich selbst, „das Hemd ist mir näher als der Rock. Ich habe keiner Nation den Krieg erklärt, sie sind alle meine Freunde, und sie werden sich bemühen, mich mit ihren Geschenken zu erfreuen. Ich habe die ganze Küste entlang meine Vedetten ausgestellt, ich habe eigene Handelswege entdeckt, und will ein Continentalsystem auf die Beine bringen, das viel zu bescheiden ist, um öffentlich hervorzutreten. Im Stillen und Verborgenen will ich wirken und die französische Industrie dadurch auf eine Höhe bringen, für die sie mir vielleicht danken wird. Meine Handelsfreunde speculiren aber auf Alles. Sie wollen nicht blos englische und ostindische Seidenzeuge, sondern auch französische, die sie patriotischer Weise für besser halten. Sie finden, daß

zwar der Zucker aus den englischen Kolonien besonders fest und rein ist, daß er aber mit dem aus den französischen Pflanzungen nicht die entfernteste Vergleichung aushält. Es ist Menschenpflicht und empfiehlt außerdem im Geschäfte, seinen Freunden nicht nur das Gute, sondern auch das Bessere zuzuführen."

Man sieht, daß Bernards Kaperbrief zum Schutz eines abscheulichen Seeraubes und eines gesetzwidrigen Schleichhandels dienen mußte.

Nachdem die von der Besatzung des eroberten Schiffes übrig gebliebenen sechs Gefangenen in strengen Gewahrsam gebracht, und die Gefallenen oder unheilbar Verwundeten ins Meer geworfen waren, nahm Malpart den Inhalt des Schiffes in Augenschein.

Es war sehr schwer geladen mit französischen Fabrikaten, die für Spanien bestimmt waren, um den durch Napoleons Usurpation für jenes Land geöffneten Handelsweg zu benutzen. Der Gewinn entsprach jedoch nicht den Erwartungen Malparts, da ein großer Theil dieser Ladung aus Militaireffecten bestand, deren seine sanscülottische Mannschaft nicht bedurfte, und für welche der Absatz mit großen Schwierigkeiten verknüpft war.

Doch gab er sich zufrieden, als der Rapport über seinen eigenen Verlust sehr günstig ausfiel. Es hatte mehr Todte als Verwundete gegeben, was ihm nur willkommen war, da den Letztern in Ermangelung eines Wundarztes nichts übrig blieb, als entweder aus egner Haut wieder zu genesen, oder zu sterben.

Die Krallen des Hahns, die Enterhaken, sitzen so fest in dem eroberten Schiffe, daß beide Fahrzeuge dicht und ohne Zwischenraum an einander hingen. Das Takel- und Segelwerk des Kauffahrers wurde in der Eile wieder hergerichtet, das geronnene Blut auf dem Verdeck und der Treppe zur Noth abgewischt und mit feuchtem Sand bestreut, und der Hahn endlich von seinem überwundenen Gegner gelöst. Malpart gab Befehl, dem Ufer zuzusteuern, und ein günstiger Nordostwind blies in die schwellenden Segel.

Bald sah man aber, daß die Beute dem raschen Fluge ihres Besitzers nicht folgen konnte, man mußte die Segel des Hahns zum Theil einreffen, und erst jetzt hielt dieser mit dem Kauffahrer einen gleichen Schritt.

Je näher man der Küste kam, desto vorsichtiger die Fahrt. Malpart verwandte nur dann ein Auge von seinem Fernrohr, wenn er die Bewegungen des Steuers beobachten wollte. Es galt hier eine doppelte Gefahr zu vermeiden, denn entweder drohte die Inspection eines französischen Wachtschiffes, oder gefahrvolle Stellen, die in der Nähe der Calvadosfelsen immer häufiger wurden.

Als die Nacht hereingebrochen und man dicht an diesen Klippen war, stellte sich Malpart selbst an das Steuerruder und lenkte es mit bewundernswürdiger Gewandtheit, die von seiner Erfahrung und Kenntniß des Terrains zeugte. Es mußte der Mannschaft des eroberten Schiffes überlassen bleiben, alle Bewegungen seines Vorgängers nachzumachen, was

durch die eingetretene Dunkelheit sehr erschwert wurde. Endlich hatte man den letzten dieser gefährlichen Felsen umschifft, und die Fahrzeuge wandten sich jetzt im ungehinderten Zuge der steilen unbewohnten Küste des Calvados zu.

Es war schon weit über Mitternacht, als sie endlich einen kleinen, geräumigen, von der Natur gebildeten Hafen erreichten, vor Anker gingen und ihre Mannschaft bis auf die nothwendigen Posten einigen Barken übergaben, die sie durch eine weniger reißende Brandung, als die Wellen an andern Stellen zeigten, ans Ufer setzten.

Noch schienen die Gefährten Malparts nicht alle mit dieser wilden, vom Sternenschimmer nur schwach erleuchteten Gegend vertraut zu seyn. Nur Einige gingen mit ihm voran, unter ihnen Catineau.

„Kapitain," sagte der Bretagner, „das Treten auf festem Boden macht den Menschen wieder zu einer ganz andern Creatur. Ich würde auch meine Gedanken an St. Pierre und die schwarzen Früchte meiner schwachen Stunden unfehlbar auf dem Schiffe gelassen haben, wenn wir nur ein wenig Beleuchtung für diese mulattenfarbige Finsterniß hätten. Um Licht zu erhalten, Kapitain, ist, glaub' ich, das beste Mittel, welches anzumachen."

Malpart sagte kurz: „Noch nicht!" und pfiff auf einem Rohre, als hätte er einen Vogel locken wollen.

Alles still.

„Verdammt!" rief der Kapitain, nachdem er den Ton wiederholt, und Nichts geantwortet

hatte; „will man mich äffen! Eine Fackel angezündet!“

Catineau war schnell bei der Hand, und ein Kienspan loderte hell auf.

Malpart sah sich nach allen Seiten um und stieg weiter; die Uebrigen folgten ihm; er schien den Weg sehr gut zu kennen. Jetzt stand man vor zwei Felsen, die die Natur zu einer Pforte geformt hatte. Malpart pfiff noch einmal in diesen Eingang: keine Antwort. Er trat fluchend hinein, und man sah einen geräumigen Thalkessel, der mit Hütten, Zelten und Waarenschuppen bebaut war.

„Sie müssen hier seyn,“ brummte Malpart; „wo sollten diese Zurüstungen herkommen? Hat man die getroffene Verabredung nur halb erfüllt?“

Als die ganze Mannschaft in diesen Raum getreten war, fielen plötzlich am jenseitigen Ende der Thalhöhlung einige schwache Lichtstreifen in das Dunkel, sie wurden heller, man hörte Stimmen, einen Anruf, und mehrere bewaffnete Männer traten den Kommenden entgegen. Man wechselte Erkennungszeichen, sie trafen zusammen und Malpart erlaubte jetzt seinen Leuten hier eine kurze Zeit zu rasten.

Diese Begegnung mit den Schleichhändlern war längst verabredet. Hier war der Ort, wohin Malpart seine Prisen bringen wollte. Von hier aus ließen sich die erbeuteten Waaren vortrefflich auf die Landstraßen schaffen, auf denen ihm der Gewinn wieder zurückfloß, den er mit den Gefährten seiner Siege theilen wollte.

Malparts Glück war so groß als seine Kühn=

heit. Er machte sich an die verzweifeltsten Unternehmungen und sie schlugen ihm nicht fehl. Seine Ueberlegenheit nahm mit der Gewandtheit zu, die sich seine Mannschaft in zahlreichen Angriffen erwarb, und ebenso mit dem Selbstvertrauen, das die sie krönenden Erfolge ihr einflößten. Die gute Ausrüstung beflügelte die Schnelligkeit des Hahns, wenn er vor einem englischen Kriegsschiffe floh, Bernards Kaperbrief schützte ihn vor den Visitationen französischer Seits, und der abgelegene unzugängliche Hafen entzog ihn vollends jedem Verfolger, der die Kenntniß der Gegend nicht voraus hatte.

Jaques nahm gezwungen an allen diesen Verletzungen des Rechts, des Eigenthums und der gegebenen Vollmacht Theil. Seine Jugend schützte ihn noch vor dem Tragen der Waffen, und seiner Unerfahrenheit ließ sich bei der Bedienung des Schiffes nichts Wichtiges anvertrauen. Er hatte vielfach den Versuch gemacht, aus dieser ehrlosen Gemeinschaft zu entfliehen; aber theils die Unkenntniß der Umgebungen des Landungsplatzes, theils die Menge der rings herum ausgestellten Posten, und die Erinnerung an mehrere mißglückte und scharf geahndete Versuche des Entkommens schreckten ihn ab, dieses einzige Mittel seiner Befreiung aus einem so abscheulichen Verhältnisse von Neuem zu versuchen. Es blieb ihm nichts übrig, als in seinem bescheidenen und unblutigen Wirkungskreise, in der Schiffsküche, zu verharren, und sein Heil von der Zukunft zu erwarten, die ihm entweder Befreiung und Anerkenntniß seiner Unschuld, oder einen unverdienten Strick brachte.

Der Schiffskoch, Meister Tibetail, ließ sich ertragen, wenn er einigen Hühnern oder Tauben die Hälse umgedreht hatte. Dann sprach er mit seinem Attaché in besonders freundlichem Tone, und nannte ihn, den er sonst nur Schelm, Spitzbube, Hungerleider, Landratte hieß, auch wohl einmal: mein lieber Junge!

Ein solcher Augenblick war jetzt erschienen. Die beiden Hülfsquellen für den immer hungrigen Magen des Hahns saßen in der Küche beisammen und ließen sich in ihren Geschäften durch nichts stören, nicht einmal dadurch, daß der Hahn so eben in ein Gefecht gerathen war, und man über und neben ihnen Kanonen und Flinten abfeuerte.

„Nicht säumig, mein Sohn," sagte Meister Tibetail zu Jaques, der sich damit beschäftigte, einem Huhn die Federn auszurupfen, „das Diner richten wir doch nicht umsonst an. Hackt der Hahn, unser Freund und Ernährer, jenem Seedrachen, der, wie ich höre, keine schlechten Kanonen im Raum hat, die Augen und die Seele aus, so werden wir vielleicht einige Verdauungswerkzeuge weniger zu befriedigen haben, weil es uns an Abgang nicht fehlen wird, aber die glorreichen Helden werden dafür desto mehr bedürfen. Behalten die Rothröcke oder gar die Blauröcke, unsre guten Freunde und Landsleute, die Oberhand, so werden sie mein Essen auch nicht stehen lassen. Dafür habe ich die Kochkunst nach Grundsätzen studirt."

Ein donnernder Schlag fiel zu Häupten des Speisemeisters nieder, eine Kanonenkugel mußte bis in das zweite Verdeck gefahren seyn.

„Man will unsern Herd mit Feuer verse=hen," fuhr der Gastronom fort, „als fürchtete man, nur kalte Speisen auf dem Hahn zu fin=den. Nein, meine Herr'n Engländer oder Fran=zosen, gleichviel, wir werden auch heute unsere vier Gänge zu Stande bringen. Aber wie ist's? es ist heute Dienstag, Seekrebs; soll ich Dich daran erinnern, daß auf Morgen die Linsen verlesen seyn müssen?"

Während eines Treffens pflegte Meister Ti=detail seine Vorwürfe nicht mit Thätlichkeiten zu begleiten; denn er machte den richtigen Schluß, daß ihm in einem solchen Moment eine Kugel die aufgehobene Hand wegreißen könnte, und er sich dann den Vorwurf machen müßte, sie nicht hübsch am Leib gehalten zu haben.

Jaques war schon auf= und in eine an die Küche stoßende Kammer gesprungen, wo die Vorräthe der Lebensmittel aufgespeichert lagen, um den Linsenbedarf in die Küche zu holen.

Inzwischen nahm der Lärm des Gefechts im=mer mehr zu, das fremde Schiff unterhielt ein schnelles, und wie man aus den einschlagenden Kugeln sah, wirksames Feuer. Meister Tide=tail war nicht so kühn, als er sich in seiner Küche das Ansehn gab. „Wenn sie doch en=terten!" rief er einmal über das andere; aber der Geschützdonner war so stark, daß er diesen Ruf selbst nicht vernahm. Er machte Jaques ein Zeichen, er solle sich nach dem Kampfe um=sehen, doch weil er wußte, daß sich vor dem Entern Niemand auf dem Verdeck ohne Waffen blicken lassen durfte, rieth er ihm, durch eine

bei der Konstabelkammer befindliche Oeffnung zu lauschen.

Jaques besaß für sein Alter viel Unerschrokkenheit, und er zögerte keinen Augenblick, den Befehl zu erfüllen. Als er an die bezeichnete Stelle kam, unterschied er deutlich, daß das angegriffene Schiff ebenso aufgelegt zum Entern war, als das angreifende. Die Flagge war an jenem abgeschossen, er wußte also nicht, mit wem es Malpart zu thun hatte; doch sah er, daß er nur mit einem Kauffahrer angebunden. Jetzt lösten die Fremden ihre Haken von den Spieren, auch die Krallen des Hahns streckten sich aus, und die beiden Schiffe fuhren heftig an einander. Dadurch war Jaques verhindert, mehr zu sehen; er eilte zu Meister Tidetail zurück, den aber das schreckliche Getöse des Handgemenges aus der Küche vertrieben hatte. Er suchte ihn vergebens; denn der alte Gastronom hatte sich in den abgelegensten Schlupfwinkel versteckt.

Jaques horchte, ob sich das Gefecht nähere oder entferne: es entfernte sich. Er wagte sich bald auf das Verdeck, die Gegner waren auf ihr Schiff zurückgedrängt und offenbar im Nachtheil. Aus einzelnen Fetzen der Flagge, die er, weil der Pulverdampf sich verzogen, unterscheiden konnte, entnahm er, daß der Angriff einem hanseatischen Kauffahrer, der unter französischer Flagge segelte, galt.

Jaques trat auf das Verdeck, das er mit Leichen und Verwundeten bedeckt fand. Er sah die geringe Anzahl, bis auf welche die fremde Mannschaft geschmolzen war, sich immer weiter zurückziehen, sah, wie sie sich immer mehr zusammen=

drängte und von allen Seiten umringt wurde. Nur im Vorgrunde leistete noch ein Verzweifelter den lebhaftesten Widerstand. Er hieb mit beispielloser Gewandtheit um sich, seinen Rücken an dem noch unversehrten Fockmast schützend.

Jaques wurde von diesem Schauspiel mächtig angezogen, es regte sich in ihm der Wunsch, dem Tapfern in dem ungleichen Kampfe beizustehen; doch er hätte ihm damit wenig geholfen.

Aber Himmel! dieser junge Mann war ihm nicht unbekannt! Er strengte sein Auge an, er verwünschte die Säbelklingen, die ihn verhinderten, die Züge des Fremden sicher zu fassen; aber es gelang: es war kein Zweifel mehr! Es konnte Niemand anders seyn als Alfred Dumallet, sein Wohlthäter, der Mündel Bernards, der Freund Helenens. — In diesem Augenblick zuckte ein Säbelhieb und der Unglückliche sank zusammen.

In Entsetzen und Schmerz wurzelte der treue Jaques fest am Boden: er hatte Alfred beispringen wollen, in dem Augenblicke, als er ihn sinken sah. Die Sinne schwindelten ihm, und er mußte sich an einem Pfosten aufrecht halten. Als seine Besinnung wieder zurückkehrte, hatte sich der Kampf auf eine andere Seite gezogen; er sah den Erschlagenen in seinem Blute liegen, und es durchzuckte ihn der Gedanke, ob eine Hülfe nicht noch möglich sey.

Ohne Zögern sprang er über Bord auf das eroberte Schiff, stürzte auf den noch lebenden, aber stark verwundeten Alfred zu, und trug ihn mit aller Anstrengung, deren sein junger Körper fähig war, auf das Schiff seines Vormunds,

unbemerkt von den in der Hitze des Kampfes Begriffenen. Er vermied sorgfältig, eine Blutspur zu zeichnen, und ohne noch zu wissen, was er mit ihr beginnen sollte, trug er seine Beute in das Innere des Schiffes.

In diesem Momente trat eine plötzliche Veränderung der Scene ein. „Ein Segel! Ein Segel!“ rief man von allen Seiten, und in der That ließ sich in der Ferne ein weißer Punkt sehen, der sich dem Schauplatz merklich zu nähern und gerade auf ihn loszusteuern schien.

Malpart, der wie Achill aus allen Kämpfen unverwundet hervorging, gebot augenblicklich den Rückzug, der in größter Ordnung vollführt wurde.

Einige Kommandos und der Hahn war segelfertig.

„Die Küste leewärts!“

Unter tausend Verwünschungen des gestörten Kapitains suchte das Fahrzeug das Weite zu erhalten. Die Fahrt konnte aber durchaus nicht mit jener vogelschnellen Eile von Statten gehen; denn die Federn des Hahns, seine Segel waren von der heftigen Gegenwehr des Hanseaten nicht wenig gerupft worden. Man unterschied deutlich, wie das herbeieilende Schiff sich der im Stiche gelassenen Beute nahte und sich dann mit ihr zur gemeinschaftlichen Jagd vereinigte. „Ein schlechter Bundesgenoß!“ sagte Malpart, der den Zustand des Hanseaten kannte, und er hatte Recht, der Kauffahrer mußte bald zurückbleiben.

Als die Nacht herankam, sagte der Kapitain: „Wir haben uns angestrengt, sind müde, und

wollen uns dem Schlaf nicht entziehn. Wer nicht Posten zu stehen hat, mag in seine Hängematte kriechen!"

Man sieht, wie wenig er befürchtete. Er sah noch einmal durch das Nachtrohr, war sehr beruhigt und ging in seine Kajüte.

Es gab auf dem Schiff eine Stelle, die nur Jaques betrat, nicht einmal Meister Tidetail, der es unter seiner Würde gehalten hätte, dahin zu gehen, wohin er nur seinen Gehülfen zu schicken brauchte; dies war die Speisekammer, und hieher hatte er seine theure Last getragen, jetzt beklagend, daß er sie nicht auf dem nun geretteten Schiffe gelassen. Alfred lebte, aber er war dem Tode geweiht; alles ließ das Aeußerste befürchten. Seine Wunden konnten gefährlicher seyn, als sie jetzt schienen, er konnte Jaques unter den Händen sterben. Wurde er entdeckt, so traf ihn das Loos, das Malpart allen seinen Gefangenen zutheilte. Er wurde ausgesetzt, dem Hunger, dem Winde, den Wellen preisgegeben. Erkannte Malpart in ihm wohl gar einen Bekannten aus Havre, so würdigte er ihn des frischesten Stricks und der höchsten Segelstange.

Armer Jaques! Du hast Dein feinstes Hemd, das Dir die Tante gegeben, zerrissen, um die Wunden Deines geliebten Gönners zu verbinden. Er hat Dich erkannt, Dein lieber Herr Alfred, als er die Augen zum ersten Male aufschlug und gelächelt, als er sie wieder vor Schwäche schließen mußte. Du hältst ihn im Arm, und bist doch von ihm nicht gesehen, sondern nur geträumt

worden; denn Alfred hält sich für todt, und freut sich der Zusammenkunft, die er an der Pforte des Paradieses mit seinen Lieben hat.

Treuer Jaques! Du hast in seinem seligen Traume einen Ehrenplatz neben Helenen, der jungen Rose, die in diesem Momente zu Hause neben ihrem Papa vielleicht Strümpfe für den Winter strickt, zuweilen eine Thräne um den Geliebten perlend, den sie jetzt in das Paradies versetzt glaubt.

Und diesen schönen Traum schläft Alfred auf den Reis- und Linsensäcken der Speisekammer, in den Armen Jaques', der ihn rettete und nicht wußte, daß er ihn aus der Hand des Lebens in die des Todes gab.

Es war still auf dem Schiffe, nur Tibetail schnarchte in der Küche, als wollte er die Zwischenwand durchsägen, und zwei Wachtposten unterhielten sich draußen von der heutigen Affaire.

„Werden sie doch wenigstens zu thun haben, daß sie ihren Wallfisch von dem rothschwarzen Ausschlag wieder rein scheuern," sagte der Eine.

„Nimm mir's nicht übel," fiel der Andre ein, „es müssen doch abgedankte Soldaten darunter gewesen seyn; sie fochten etwa um die Hälfte so gut als wir; will das nicht viel sagen?" —

„Wenigstens," gestand der Erste zu, „führte der junge Narr am Fockmaste eine solide Klinge. Aber was ich da sage! Wo ist der Mensch geblieben? Ich sah, daß ihn unser Linsenverleser Jaques auf die Schultern lud und ins Schiff trug. Wäre er nicht halb nackt gewesen, ich glaubte, der Hallunke habe ihn geplündert."

„Still!" bedeutete der Andere, „was ist das hier hinter der Wand? Wer schläft da? Ich habe hier noch Niemand schlafen hören."

Jaques sprang erschrocken auf, bedeckte Alfred so gut er konnte, und machte sich scheinbar etwas zu schaffen; denn die beiden Posten schienen eine Untersuchung anstellen zu wollen.

„Was treibst Du noch so spät, Jaques?" rief die eine der auf ihn zutretenden Wachen.

Der Gefragte, eben das Schloß vor die Kammer legend, faßte sich bald und fuhr heraus: „Nun, wollt Ihr morgen die Liebkosungen des Meister Tidetail auf Euch nehmen, wenn ich die Erbsen zu wässern vergessen habe? Wäre es doch über dem heutigen Lärm bald geschehen, wenn ich es nicht eben nachgeholt hätte." —

„Schon gut, Jaques," hieß es, „aber Du hast heute von dem vermaledeieten Seelöwen, der uns entwischt ist, einen Gefangenen weggetragen. Was ist das?"

Jaques antwortete herzhaft: „Was ficht Euch an? Freilich habe ich ihn weggetragen; aber es ist meine Schuld nicht, wenn Ihr ihn nicht habt ins Meer fallen hören. Soll der Kapitain unnütze Gefangene ernähren? daß ich's Euch nur im Vertrauen sage, wir verspüren an Reis und Gerste einen empfindlichen Mangel." —

„Du bist ein artiger Bursche," sagte befriedigt der eine der Examinatoren. „Das läßt sich hören," meinte der andere, und sie wandten sich um.

Jaques kehrte behutsam an seinen Ort zurück, legte Alfred auf den weichen Säcken so, daß sein Schlaf nicht bemerkbar wurde, und ging nun auf seine Ruhestelle, wo man ihn am Morgen un=

fehlbar finden mußte, wenn er keinen Verdacht erregen wollte. Er empfahl seinen Schützling der Obhut der Heiligen, und wiegte sich, noch ehe er Amen gesagt hatte, entschlafen in seiner Hängematte.

Noch lange schwebte das Bewußtseyn über Alfreds geschlossenem Auge, ohne in seinen Sitz, die Seele, wieder zurückzukehren. Das gleichmäßige Schaukeln des Schiffes erhielt diese in dem dämmernden Zustande, dem sie nach heftigen Katastrophen und unter physischen Eindrücken sich immer gefangen gibt. Jaques benutzte jeden freien oder unbewachten Augenblick, um in die Kammer zu seinem schlummernden Gefangenen zu treten. Er täuschte sich nicht, wenn er nach und nach eine Besserung des belauschten, und von ihm für sehr gefährlich gehaltenen Zustandes bemerken wollte.

Die Mittagszeit war vorüber; Meister Tibetail pflegte dann auf den Lorbeeren seiner heut' bewiesenen kochkünstlerischen Talente (die bei dem ehemaligen Koch einer reichen Benediktinerabtei in der That nicht mittelmäßig seyn durften) in einem erquickenden Schlaf auszuruhen, und Jaques blieb dann seinem eigenen Willen überlassen.

Durch Alfreds Bewußtseyn fuhren jetzt allmählig einige Lichtblitze der Erinnerung, er hob sein Auge, und richtete es auf den eintretenden Jaques, der sich schon seit gestern von ihm erkannt geglaubt hatte.

Alfred gehörte zu jenen kräftigen Naturen, die stets ihren Willen oder ihr Gefühl zum Beherrscher ihrer Schwäche machen können. Er rich=

tete sich verwundert auf, erstaunte über seine Umgebung und das seltsame Lager, auf dem er sich befand, und fragte Jaques ohne Weiteres, welche Zufälle ihn in diese Lage gebracht hätten.

„Um des Himmels willen, theurer Herr!" flüsterte dieser, die Hand an den Mund legend, „sprechen Sie leiser! Von einer zu lauten Sylbe hängt unser Leben ab. Erkennen Sie mich denn nicht?"

Der gute Jaques mit seinem starken Gedächtnisse! Alfred wußte sich seiner, den er als Kind zurückgelassen hatte, nicht eher zu erinnern, als bis sich ihm Jaques durch einige abgebrochene Winke, z. B. „die St. Thomasstraße! lieber Herr Alfred, die alte Marthe! — mein Gott, ihr Schwestersohn, für den Sie immer altes Zeug ablegten! — Der Meister Bernard und Helene, der Engel, der verboten hat, mich auf dem Schiffe zu prügeln!" verständlich gemacht hatte.

Der Name Helenens mußte ihm Alles zurückrufen, was nur je mit ihr in Verbindung gestanden. Wäre Jaques des Mädchens Katze oder ihr Papagei gewesen, jetzt hätte er Alles erkannt und für jedes den rechten Namen gehabt.

Jaques hatte sich den ganzen Morgen auf eine recht kurze, und doch Alles umfassende Auseinandersetzung der Zufälle, die Alfred getroffen hatten, besonnen, und jetzt schien er dies umsonst gethan zu haben; denn Alfred konnte des Fragens nach Havre, Herrn Bernard und der schönen Perle, die diese beiden besaßen, kein Ende finden.

Der Arme war auf der Folter; denn er kannte die Kostbarkeit des Augenblicks; er nickte und

deutete mit der Hand und blinzelte mit den Augen; aber Alfred wollte über Alles sichere handfeste, deutliche Worte haben.

Da rief es draußen: „Jaques, soll ich Dir die Ohren abschneiden, daß Du künftig besser hörst!"

Es war Tibetail, der etwas vergessen hatte, und deshalb nicht einschlafen konnte.

Alfred war allein. Die fernen Erinnerungen, die die Erscheinung eines alten Bekannten in ihm erweckt hatten, schwanden vor den nahen, die in voller, kaum verlebter Wirklichkeit vor seine Seele traten. Sie reichten bis zu dem Augenblicke, da er im Kampfe mit Korsaren ermattet, und von einem tödtlichen Streiche getroffen, an dem Mast, wie Cäsar an der Säule des Pompejus, niedergesunken war. Welche Veränderung war mit ihm vorgegangen? Wo befand er sich? Was stand ihm in dieser Lage bevor?

Die Aussicht in die Zukunft konnte nicht so trübe seyn, weil er sie nicht kannte. Er gewöhnte sich wieder an die, welche ihm seine Sehnsucht noch vor einem Tage vorgespiegelt hatte, an die Wonne, mit jedem Windstoße seinem Ziele näher zu rücken, an das selige Wiedersehen Helenens, deren Bild ihm in den unzähligen Stürmen einer kaum geendigten Laufbahn nicht verloren gegangen war. Mit welchen Erfahrungen, mit welchen Berichten über seine Schicksale wollte er ihre Neugier, ihre liebende Theilnahme befriedigen! Wie ihn der Ruf des Kaisers über den Rhein geführt, wie er in seinen Legionen die Preise der Tapferkeit erworben, wie ihm die in Spanien aufgesteckte Kriegsfackel plötzlich von den Ufern der Elbe über die Pyrenäen geleuchtet, wie er die

Mühseligkeit dieses Weges, die Anstrengung des mörderischen Kampfes auf der iberischen Halbinsel ertragen, zuletzt aber einer Wunde unterlegen sey, die ihm die Entlassung bewirkt, und wie er es jetzt dem schnellen Fluge des Apollo, eines hanseatischen, von ihm in Bordeaux bestiegenen Schiffes verdanke, daß er die Geliebte in seine Arme schließen könne — das Alles hatte ungeduldig auf seinen Lippen geschwebt, um von Heleren gehört zu werden, und er vergaß wieder seine räthselhafte Lage, und träumte sich in die Hoffnungen hinein, die er sich einmal gewöhnt hatte, als die nächste, süßeste Gewißheit zu denken.

Da erschien, leise auftretend, der besorgte Jaques wieder mit seinen ängstlichen Blicken und Berichten, mit seinen Warnungen und Bedenklichkeiten, und all den Thatsachen und Aufklärungen, die Alfreds Träume zerstören mußten.

Alfred sah ein, daß seines jungen Freundes Schultern noch zu schwach waren, um die ganze Last seiner Rettung und der Verantwortlichkeit derselben auf sich zu laden. Er hätte gewünscht, diese schwierige Angelegenheit, deren glücklicher Erfolg nur sein eigener Nutzen war, auch auf seine eigene Rechnung zu nehmen.

Aber wie konnte er das thun? Es mußte genug seyn, daß Alfred das Geheimniß seiner Verborgenheit selbst nicht zu verrathen versprach, daß er durch kein unüberlegtes Wagniß sein eignes und Jaques' Verderben herbeiführen, sondern in Geduld abwarten wollte, was der Zufall oder, wie sein junger Freund sagte, eine gnädige Fügung der Heiligen, ein Wunder, zu ihrer Rettung

thun würde. Der Versteck war vor jeder Nachsuchung sicher; dies blieb für den Augenblick ein Anker, fest genug für so schwache Hoffnungen.

Malpart ließ sich durch die jüngste, eine seiner besten Eroberungen störende Dazwischenkunft der Gerechtigkeit nicht sogleich bewegen, seinen schützenden Hafen wieder aufzusuchen, den er nur betrat, wenn er sich vor Stürmen bergen, oder seiner Beute entladen wollte.

Doch waren ihm die folgenden Tage nicht günstig, weil das gute Geschick die begegnenden Schiffe aus den Kreisen zog, die Malpart zum Schauplatz seiner Gewaltthätigkeiten gemacht hatte, oder weil ihm die Nähe der Wachtschiffe zu viel Mißtrauen in den Erfolg seiner Angriffe einflößte. Als daher nach einiger Zeit die See von widrigen Winden bestrichen wurde, die er meiden mußte, wenn er Herr seiner Fahrt bleiben wollte, so wandte er sein Schif, die Vorzeichen eines nahen Sturmes sehr klug berechnend, der Küste zu, wo er bald die Hafenbucht erreichte, welche er heute zum ersten Male ohne Beute begrüßte.

Alfred hatte zu seiner Rettung einen Plan gefaßt, der unter den vielen, die zu überlegen ihm seine Einsamkeit Muße gab, sich zuletzt zwar als der kühnste, aber auch der sicherste herausstellte.

Es war der sicherste, weil der einzig mögliche.

Wie, wenn er, die Stille der Nacht benutzend, seinen Aufenthalt verlassen, die Wachen des Schiffes vermieden, sich ins Meer gestürzt und das Ufer zu erreichen gesucht hätte? War er nach so heftiger Verwundung stark genug,

schwimmend die schäumende Brandung zu besiegen? Würden die Wachen ihre Ohren verstopft haben, daß sie seinen Fall nicht gehört, oder die am Ufer ausgestellten Posten ihre Augen verschlossen haben, daß sie ihn nicht landen gesehen hätten? Dies Unternehmen mußte mißlingen.

Nur der Plan, den Alfred wirklich in Ausführung brachte, schien die Möglichkeit des Entkommens zu einer schwachen Wahrscheinlichkeit zu erheben.

Es war schon später Abend, als vom Hahn aus das in der Bucht unterhaltene Wachtfeuer erblickt wurde. Diese Dunkelheit war die einzige Hülle, unter der Alfreds Wagniß gelingen konnte. Das Schiff hatte seinen gewöhnlichen Ankerplatz erreicht, die mächtigen Eisenhaken wurden in die Tiefe hinabgerollt und das Fahrzeug stand unbeweglich. Ein großes Boot wurde hinabgelassen und die Mannschaft in ihrem zerlumpten Aufzuge, mit gebräunten Gesichtern, und fluchend über die schlechten Erfolge des diesmaligen Ausflugs, versammelte sich an dem Seile, an welche man in die unten wartende Jolle hinabstieg. Einige Leute blieben zurück, und die übrigen ließen sich nacheinander an diesem Seile hinunter. Das Boot stieß ab, Alfred befand sich auf demselben neben dem zitternden Jaques.

Die Dunkelheit verhinderte jede Erkennung. Das Boot arbeitete sich geschickt durch die Brandung, es legte an einer seichten Stelle an und die Männer sprangen ohne Ordnung, wie 'ein jeder die Entfernung des Bords vom Ufer maß, heraus.

„Was seyd Ihr lange ausgeblieben!" sagte

ein kleiner, in Reisekleidern befindlicher Mann, von ansehnlichem Emponpoint, der den Ankommenden mit mehreren Fackelträgern entgegentrat. „Wenn man nach der Zeit schließen darf, so müßt Ihr eine Ladung von dreihundert Tonnen haben.“ —

„Seht, seht, Meister Guinand! wie kommen wir zu dieser Ehre?“ fragte Malpart überrascht, den Angeredeten hier zu treffen.

„Was soll ich warten?“ entgegnete Guinand, ein angesehener Kaufmann aus Caen. „Mir gehen die Farbenstoffe aus, Eure Gewürzsendungen werden selten, und mit den spanischen Weinen, die Ihr mir schon vor einem Monat versprochen, habt Ihr noch nicht Euer Wort gelöst.“

„Bedaure, Meister, daß Ihr da so beschwerliche Reisen unternehmt.“ —

„Was liegt daran, Kapitain! Man opfert sich auf, man gibt für seine Kunden Alles hin. Ich gestehe Euch, daß ich Euch jedes Procent allein zuwenden würde, wenn ich die Nachfrage befriedigen könnte, die mich seit acht Tagen in Indigo, Cochenille und Aehnlichem in Verlegenheit setzt.“

Malpart war viel zu vorsichtig, als daß er zu seinem sichersten Abnehmer von mißlungenen Unternehmungen hätte sprechen sollen. „Nun, es wird uns ja Nichts fehlen, wenn es einmal da seyn muß,“ sagte er ausweichend und lud dann seinen Gast ein, ihm in seinem Zelte die Ehre zu geben und sich nach so schwieriger Reise bei einem erwärmenden Glase Arrak zu erholen.

Alfred und Jaques hatten dies Gespräch schon längst benutzt. Sie waren unbemerkt dem Lichtschimmer ausgewichen, hatten die Männer vor=

beigeben lassen und sich unverzüglich auf den Weg gemacht. Jaques hatte von seinen frühern Entweichungsversuchen her noch einige Kenntnisse der Oertlichkeit, er wußte, wo in der nächsten Umgebung die Schleichhändler ihre Posten auszustellen pflegten, und gab ziemlich sicher die Wege an, die sie einschlagen mußten. Aber in diesen verworrenen Schluchten war dee Kundigste der Gefahr des Verirrens ausgesetzt; die zunehmende Dunkelheit entzog dem Auge jede Berechnung der verschlungenen Pfade, und Jaques' Terrainkenntniß war bald zu Ende. Die beiden Flüchtlinge standen vor einem Felsen, der von keiner Seite zugänglich schien; er versperrte ihnen den Weg, sie mußten wieder zurück, aber einige Schritte und sie waren auch vom Pfade abgeschnitten, der sie hieher geführt hatte. Ein einziger unvorsichtiger Tritt hätte sie in die Tiefe hinabstürzen können.

Was ließ sich in dieser Lage thun? Sie mußten den Anbruch des Morgens abwarten, und die Gefahr, in der sie jetzt schwebten, mit der andern, von Spähern und Verfolgern entdeckt zu werden, vertauschen.

Nach vielen peinlichen Stunden und nach einigen mißlungenen Versuchen, wieder auf einen betretenen Pfad zu kommen, lichtete sich allmählig die Gegend.

Es ließ sich jetzt die Lage unterscheiden, in der sie sich befanden. Sie standen dicht am Abhange eines tiefen Bergkessels, rings von schwarzen Felsen umgeben, die an manchen Stellen so morsch waren, daß sie bei der leisesten Berührung sich abschieferten. Endlich entdeckte Jaques den

Weg, den sie in der Nacht verloren hatten; sie waren schon weit über die Gegend hinaus, die ihm noch bekannt war, doch setzten sie ihre Flucht bald kriechend, bald sich bückend, und nur selten auf einem freien Wege fort.

Aber die Gaben des Geschicks sind treulos. Die kleine Strecke eines gebahnten Pfades, welche die Flüchtlinge mit der Hoffnung, aus dem Bereich ihrer Feinde zu seyn, betreten hatten, gab sie am Ende in die Hände derer, denen sie sich entronnen glaubten. Die Drohungen Alfreds, sein Widerstand, Jaques' Bitten — nichts fruchtete. Umringt von mehreren Bewaffneten, mußten sie sich rettungslos in ihre Gewalt geben.

Herr Guinand von Caen, der sich bald von Malparts leeren Händen überzeugt hatte, war schon am folgenden Morgen wieder aufgebrochen, begleitet von Entschuldigungen und Vertröstungen auf die nächsten acht Tage. Daß er seine Reise ohne Nutzen unternommen habe, suchte ihm Malpart auf alle Weise auszureden. Er überschüttete ihn mit Komplimenten und Grüßen für seine Familie, und versprach in wenigen Tagen die Göttin des Glücks durch die der Kühnheit zu besiegen, und ihm die versprochenen spanischen Weine innerhalb eines Monats beizutreiben, und sollte er deshalb selbst nach dem Cap Finisterre segeln.

Diese Versprechungen hielten den Kaufmann von seinem Entschlusse, ehrlich zu werden, ab.

Malpart liebte die Unthätigkeit nicht; er beschloß, den frischen, vom Lande wehenden Morgenwind zu benutzen, und noch in der Frühe die

Anker zu lichten. Als er sich, um seine Befehle zu geben, dem Ufer näherte, trat mit verlegener Miene Tibetail auf ihn zu.

„Habt Ihr eine Suppe versalzen, Meister Koch, oder warum schneidet Ihr so erbärmliche Gesichter?" fragte Malpart.

Allmählig löste sich von Tibetails bebenden Lippen die Thatsache, daß ihm sein Chargé d'affaires, seine rechte Hand, der Galgenstrick Jaques schon wieder entlaufen sey, und es ging ihm dabei kalt über die Haut, weil ihn der Kapitain für diesen Fall in Zukunft verantwortlich gemacht hatte.

Malpart fühlte das Bedürfniß, seiner ärgerlichen Stimmung an Jemandem Luft zu machen, er fuhr daher auf den Koch los und überschüttete ihn mit seinen Verwünschungen. „Du Bratenwender! sollte man Dir nicht die Haut abziehen, Dich an den Spieß stecken und von einem Schöpse über'm Feuer drehen und mit Deinem eigenen Fett begießen lassen? Wäre es nicht gerathen, Dich an einen Felsen anzubinden, daß die Vögel kämen, deren Schwestern und Muhmen Du in Deinem Leben die Lebern zerhackt hast, und Dir die Deinige jetzt ausfräßen? Wo hast Du die Augen? Was macht der alte Geck für Streiche!"

Tibetail athmete auf; denn die unbestimmten Redensarten des Kapitains: sollte man nicht? wärst Du nicht werth? hatten etwas Beruhigendes; auch pochte er im Stillen auf seine Kochkunst, der selbst Malpart, obschon kein Feinschmecker, wie der Abt im Benediktinerkloster, Gerechtigkeit widerfahren lassen müsse, weshalb

es diesem leid thun würde, einen feinen Kopf, so methodisch im Braten und Sieden, so voller Recepte für tausend Arten von Ragouts und Pasteten, den Fischen vorzuwerfen; ja, Tidetail konnte diesen künstlerischen Kopf in demselben Augenblicke wieder frei erheben; denn unter den Gefangenen, die jetzt vor Malpart gebracht wurden, befand sich Jaques, sein entlaufener Bratenwender.

Während der zuweilen menschenfreunliche Kapitain noch darüber nachdachte, wie er die dem Ausreißer für den wiederholten Fall des Entlaufens gedrohte Todesstrafe noch für das nächste Mal aussetzen sollte, ohne sich vor seinen Leuten inconsequent zu zeigen, trat Alfred unerschrocken auf ihn zu und überhäufte ihn mit Vorwürfen, die ihm seine gerechte Entrüstung eingab.

„Elender," rief er, „daß Du nie jene Würden und Abzeichen getragen hättest, die den Ehrenmann und Krieger zieren! Wie lange hoffst Du Dein abscheuliches Handwerk noch treiben zu können, das die Räubereien der Ungläubigen noch überbietet, die wenigstens das Eigenthum und das Leben ihrer Landsleute schonen? Dreifache Schmach treffe Dich, daß Du den ehrlichen Namen des Mannes, der Deine Blöße bekleidete, mit dem Schmutze Deiner Handlungen besudelst, und seinen guten Ruf an den Pranger stellst, wohin nur Du und der Auswurf, der Dich umgibt, gehören!"

Die ersten Worte dieser Anrede waren schon hinreichend, Malpart in die höchste Wuth zu versetzen. „Man wird Dir die Zunge ausschneiden," fuhr er auf ihn ein, und sie Dir zu verzehren

geben, damit Du die Süßigkeit Deiner Rede kosten kannst! Ha, wir kennen uns! Ein artiges Wiederfinden! Junger Mann, Sie haben eine Carrière gemacht, sind vielleicht Lieutenant-Major bei den Douaniers geworden. Oder schickt Sie Ihr achtbarer Herr Vormund, um mir eine Fastenpredigt zu halten? Sind Sie vielleicht beim Prisengericht in Havre angestellt, und unwillig, daß ich Ihnen keine Advocatensporteln zu verdienen gebe? O es soll Ihnen nichts entgehen, was Ihnen gebührt. Machen Sie es sich in meiner Wohnung bequem, die nächste Prise wird unfehlbar von Ihnen zu Protocoll genommen werden."

Malpart hatte den jungen Dumallet erkannt, ahnte aber nicht, wie er in diese Gegend gekommen.

Alfred erwiederte seine höhnische Begrüßung mit Stillschweigen, und wurde auf den Befehl des Kapitains, der sich während des jetzigen Ausflugs auf eine möglichst grausame Bestrafung besinnen zu wollen schien, in strengen Gewahrsam gebracht.

Der unglückliche Jaques, den jetzt außer der Strafe des Entlaufens auch die der Verrätherei traf, mußte auf das Schiff zurück, um der Mannschaft, wie der Kapitain sagte, eine Unterhaltung für den Morgen zu verschaffen.

Der enge Raum einer Felsennische, deren Eingang mit einem großen Stein versperrt wurde, war das Gefängniß, das den ungefesselt gebliebenen Alfred einschloß. Welche Wechselschläge trafen diesen jungen Mann, ehe ihn das Geschick erreichte, dem er unabwendlich geweiht schien!

Die heimathlichen Gegenden, die in seiner Erinnerung in lachendem Sonnenschein glänzten, sah er jetzt mit grauem Flor umzogen und von Gewittern bedeckt, die auch für ihn einen tödtenden Blitz entladen sollten.

Die Oeffnung, die der vor seinen Gewahrsam gelegte Stein ließ, war groß genug, daß seine Blicke den Meeresspiegel bestreifen konnten. Diese Wellen waren trügerisch, ein besorgter Schiffer würde sie heute nicht befahren haben, die grauen Wolken hingen nur schwach am Himmel und schienen sich mit jedem Augenblick in Regen auflösen zu wollen. Doch der Hahn hatte die trotzige Natur seines Besitzers angenommen, und verließ das Ufer, nur von einem schwachen Winde getrieben. Alfred glaubte bestimmt, den armen Jaques an einer Segelstange hängen gesehen zu haben.

Die Aussicht in die Zukunft wurde immer enger und dunkler, und er legte sich erschöpft auf den Boden seines Behälters nieder. Die weiten Arme des Meeres hatten oft in diese Wölbung hineingelangt. Sie hatten Muscheln, vermoderte Fische, bunte Steinchen zurückgelassen: auf diesem harten Lager streckte sich Alfred aus, sich in die Möglichkeiten der Rettung wiegend, unter denen das herankommende Unwetter, das Malpart vernichten konnte, nicht die geringste war. Ein halbwacher, dämmernder Traum fuhr über seine brennenden Augen. Doch hatte er sie kaum geschlossen, als ihn ein lauter und naher Lärm aufweckte.

Er bemerkte bald, daß seine Wächter Malparts Abwesenheit benutzten, um sich den zügellosesten

Erholungen von den gehabten Anstrengungen zu ergeben. Seine Liebe zum Leben zeigte ihm auch hierin wieder einen Hoffnungsschimmer der Rettung. Er berechnete nicht mit Unrecht, daß sich die Wirkung der starken Getränke aus den Colonien zuletzt in einem festen Schlafe äußern mußte, und er beschloß, diese Umstände nicht unbenutzt zu lassen.

Allmählig nahm der Lärm der zechenden Gesellen ab, die Stimmen wurden heiserer, die Worte lallender, und zuletzt trat eine Stille ein, die nur von dem monotonen und correspondirenden Schnarchen der Schlafenden unterbrochen wurde. Alfred stemmte sich jetzt mit aller ihm nur möglichen Kraft an den Stein, der sein Gefängniß verschlossen hielt. Nach vielfachen, vergeblichen Versuchen wich er so weit, das er sich mit Mühe durch die so entstandene Spalte drängen konnte.

Er trat in den offenen Raum, wo sich nichts seiner Flucht entgegenstellte. Welche Verwüstung umgab ihn! Zertrümmerte Kisten, eingeschlagene Tonnen, Breter, von denen das Eisen gebrochen war, lagen rings umher. Ein unvorsichtiger Funke hätte bei der Menge des aufgehäuften Strohes, in dem die geraubten Waaren verpackt gewesen seyn mußten, das ganze Güterlager in Brand stecken können. Aschenhaufen und ausgebrannte Erdstellen waren die Spuren der jüngsten Rast, welche die Mannschaft des Hahns hier gehalten hatte.

Alfred hatte den richtigen Schluß gezogen, daß die Abwesenheit Malparts die Wachsamkeit der Posten sehr herabgesetzt haben würde. Der al-

mählig herabträufelnde Regen begünstigte seine Flucht ebensosehr, als der dichte Nebel, der auf den Felsen lag, und machte, daß er aus der Ferne nicht gesehen werden konnte. Er hatte die ihm am heutigen Morgen so ungünstige Stelle glücklich umgangen, und der gute Erfolg seiner Wanderung beflügelte immer mehr seine Schritte. Er mußte sich ebensoweit vom Meere, als von dem Orte, dem er entronnen war, entfernt haben; denn der Nebel wurde immer schwächer und erlaubte ihm, die Umgebungen zu unterscheiden. Das Gebirge verlor die bizarre Zerrissenheit, die sich in der Perspective so schön ausnimmt, aber von dem Wanderer, der mit ihr zu kämpfen hat, verwünscht wird.

Alfred stand einen Augenblick still, vielleicht nur um Athem zu schöpfen. Warum mußte er ängstlich blicken? Warum mehrere aus der Ferne blinkende Flintenläufe durch einen schnellen Seitensprung zu vermeiden suchen? Seine Schüchternheit hatte ihn verrathen; denn eine kräftige Faust packte ihn am Kragen und warf ihn mit einigen derben Flüchen zu Boden.

Dießmal war es aber nur ein Mißverständniß. Alfred ist in den besten Händen und gesicherter als je. Freilich sind die Douaniers Leute von etwas schwierigem Glauben; sie machten Umstände und setzten in Alfreds Aussagen all das Mißtrauen, das von seinem spionenartigen Aufzug und seiner aberteuerlichen Erzählung unzertrennlich war. Als aber der Corporal auf der nächsten Wachtstation erklärt hatte, Herr Alfred Dumallet sey unstreitig der, der er sey, sie haben das Glück gehabt, dem Kaiser einen

seiner ausgezeichnetsten Offiziere zu erhalten, so beglückwünschten die Jäger den jungen Mann und sich selbst; denn er hatte sie seine Befreier genannt, und versprochen, ihrer eingedenk zu seyn. Der Corporal warf sich in die Brust, weil er von einem Offizier das Ehrenwort erhalten hatte, und begleitete seinen Mann bis auf die Landstraße, die ihn in kurzer Zeit nach Honfleur brachte.

Alfred war gerettet und nun wieder auf dem Punct, auf dem er in dem Augenblick stand, als der räuberische Hahn die erste Ladung auf den hanseatischen Apollo gab. Dieselbe Sehnsucht, dieselbe Ungeduld. Ein Schiffer band so eben seinen Kahn los, um noch vor Nacht das jenseitige Ufer der Seine zu erreichen. Alfred rief ihn an, der Handel war geschlossen und die schleunigste Fahrt zur Bedingung gemacht.

Die Gespräche, die der Schiffer anknüpfen wollte, kamen ihm zur Unzeit; er antwortete kurz und beklagte, daß kein zweites Ruder vorhanden sey, um jenem beizustehen.

Es ging eine kalte Nachtluft; der Schiffer gab seinen Mantel her und Alfred schlug ihn nicht aus; denn ein Frost rieselte durch seinen ganzen Körper. „Was ist Ihnen?" rief der erschrockene Alte; „junger Mann, Sie zittern! Sie sehen so bleich, Sie sind krank!"

Alfred konnte nicht antworten; denn der Fieberfrost schüttelte ihn, daß er die Zähne nicht mehr in seiner Macht hatte. Die feuchte Luft über dem Strome brachte das heftige Fieber, zu dem die Anstrengung der letzten Tage, seine schlechtgeheilten Wunden, die Abwechslung der

Gemüthsstimmung den Grund gelegt, zum Ausbruch. Der Schiffer dankte den Heiligen, als er seinen Kahn ans Ufer legen konnte, und nahm Alfred in seine niedrige Hütte, wo er ihm mit thätiger Hand beisprang.

Unser junger Freund hatte die traurige Aussicht, sich noch mehrere Tage auf seine Ankunft in Havre vorbereiten zu müssen.

* *
*

Nichts ist peinlicher, als den Verlauf einer Begebenheit abwarten, der man selbst den ersten Anstoß gegeben hat. Wie ärgerlich ist es schon, einen Brief entbehren zu müssen, der uns Antwort auf eine wichtige Anfrage bringen soll! Man zählt die Stunden und Meilen, welche unser Brief bedurfte, um an den Ort seiner Bestimmung zu kommen, man denkt sich den Augenblick, da ihn der Empfänger liest und zusammenlegt. Die Angelegenheit ist wichtig, er sollte sich sogleich hinsetzen, und die Antwort aufzeichnen; aber um in seiner Berechnung keine zu kurzen Ansätze zu machen, so fingirt man irgend ein Hinderniß, ein noch wichtigeres Geschäft, ein Familienfest, eine Unpäßlichkeit, die den Empfänger vom Antworten abhalten konnte. Jetzt endlich denkt man sich den Brief versiegelt, man vergleicht den Postcours, rechnet wieder sorgfältig die Meilen aus, die er zurückzulegen hat, um endlich einzutreffen. Der Posttag ist da und der Brief ist ausgeblieben. Wie ärgerlich! Man muß wieder einen ganzen Tag zulegen, und noch einen, und wieder einen, man lauscht auf die Hausthür, um diese Stunde kommt der Postbote:

ist er's? ist er's nicht? Nein, es ist ein Mann von der Obrigkeit, eine Obstverkäuferin; was kann man nicht alles seyn, wenn man kein Briefträger ist!

So geht es Bernard mit seinem auf immer verschwundenen Schiffe.

Der unglückliche Mann! er ist Großhändler, er weiß, welchen Zufällen die Fracht ausgesetzt ist, daß eine Achse brechen, oder auf dem Meere ein Segel zerreißen kann; er kennt die tausend Hindernisse, die die schnelle Fahrt zu Wasser und zu Lande aufhalten. Das erhielt ihn in den ersten Wochen, da er die Rückkehr des Hahns erwartete, noch in jeder Hoffnung aufrecht. Er legte die Scham seines Schiffes, ohne Beute wieder heimzukehren, in die Wagschale seiner Erwartung, und beschied sich mit dem Troste, daß der Hahn zu viel auf die Ehre halte. Aber zuletzt schwanden alle Vermuthungen, und mit ihnen jede Beruhigung. Seine andern Schiffe hatten während dieser Zeit zweimal die Reise nach Westindien gemacht; das Betragen Malparts schien ihm jetzt unverantwortlich.

Die Möglichkeit, daß er von den Engländern angegriffen und genommen sey, wagte er sich früher kaum zu gestehen; aber jetzt zogen die Umstände jeden Schleier von derselben; denn welcher Ausweg war übrig? Bernard suchte sich an diese für ihn jetzt gewisse Annahme zu gewöhnen, er zerdrückte einige Thränen, und strich die verlornen Summen aus seinem Buche.

„Was thu' ich noch in meinen alten Tagen!" sagte er heimlich zu sich selbst, „ich betrüge mein

Kind um seinen Reichthum. Gott und Matthieu verzeihe es mir!"

Aber auch dieser Trost, und das Aeußerste war hier Trost geworden, wurde dem Armen entrissen; denn ein Seeoffizier, der in der Citadelle eine Mission hatte, und von dem Kaufmann zu einem Gabelfrühstück eingeladen war, betheuerte ihm, der Hahn sey gesund und wohlbehalten, er kreuze zwischen Havre und Cherbourg, werde von den französischen Schiffen zuweilen visitirt und in vollkommen befriedigendem Zustande befunden. Dem Kaufmann wurde es bei dieser Nachricht schwarz vor den Augen; aber er besaß die Eigenschaft zärtlicher Väter, die ihre entlaufenen, längst in den Zeitungen als enterbt und borgensunfähig erklärten Söhne gegen Fremde nicht verläugnen können. Bernard sprach mit Wärme von seinem Kinde, da er hörte, daß es noch am Leben sey. Er umarmte den Offizier und bat ihn, bei der nächsten Visitation Malpart doch zu grüßen und ihn flehentlich zu ersuchen, er möchte einmal in die Arme seines Freundes zurückkehren.

Und von diesem Augenblicke an konnte man ihn wieder stundenlang auf der Terrasse sehen, wohin er sich alle möglichen optischen Instrumente hatte bringen lassen. Er bewaffnete sein schwaches Auge dreifach und vierfach, und schaute hinaus in die leere Weite, an jedes Pünctchen seine Seele, seine Hoffnung, sein Alles hängend.

Helene hatte unter diesen Verhältnissen einen schwierigen Stand. Sie mußte den Vater behandeln, als sey ihm ein Sohn gestorben und

kein Trost mehr für ihn zu finden. Für sie waren diese Umstände um so lästiger, je mehr sie Bernard an seine Verbindung mit Matthieu erinnerten. Dieser hatte ihn einige Male um seine Kaperunternehmung gefragt, und nur schlechte Antwort deshalb von ihm erhalten können. Der schwache Kaufmann glaubte seinen Freund und gehofften Eidam zu erzürnen, weil er mit dem Vermögen, das Helenens Besitz werden mußte, noch in seinem Alter ein so gefährliches Spiel wage; er drang daher immer in Helenen, ihm seine liebsten Wünsche zu erfüllen.

Welche Tage für sie! Sie konnte ihre Hoffnungen nur von Alfred erfüllt sehen, den sie sich nicht als todt zu denken vermochte. Wir wissen, wie wenig sie sich täuschte. Die Liebe erhebt die Seele über den engen Raum der sinnlichen Anschauungen, sie gibt dem Auge eine Schärfe, die in die weiteste Ferne dringt, und hebt die Gränze zwischen dem Gewünschten und Geahneten und der Wirklichkeit dessen auf, was für Fremde nur die Wahrheit des Traumes hat.

Ein schöner Tag begrüßte den dämmernden Morgen, und die Wälder, die Berge, die Wiesen und die Fläche des Meeres stiegen aus den nächtlichen Schatten dem kommenden Lichte entgegen. Ueber Bernards Augen kam schon lange kein regelmäßiger Schlaf mehr, der ihm nur im Zustande der Erschöpfung nahte. Da stand er schon am thauigen Morgen auf der Terrasse, den Blick durch einen langen Tubus in die Ferne gerichtet und Betrachtungen anstellend über das Nichts, das Leere, das Unsichtbare. Und doch!

sein Blick scheint sich wieder an einen Punct angeklammert zu haben, er hört nichts von den freundlichen Morgengrüßen, die ihm Helene mit der dampfenden Chocolade bringt.

„Vater, ich habe heute von Litt. B. genommen, die weniger Vanille enthält.“

— „Etwas ist es, das lass' ich mir nicht nehmen.“

— „Der Comtoirdiener hat nur einen Brief von der Post gebracht.“ —

„Es müssen zwei seyn, darauf leg' ich einen Eid ab.“ —

„Ich habe flüchtig in die Zeitung gesehen; in Paris sollen sich alle Wahnsinnigen aus der Salpetrière losgerissen haben.“ —

„Sie kommen hieher, daran ist gar kein Zweifel!“

— „Gott, das wäre entsetzlich! Vater, wo denken Sie hin?“

Jetzt hatte Bernard außer dem Gehör auch die Sprache verloren; er war nur noch Auge, alle seine Nerven spitzten sich, sein Rücken wurde immer gebogener, er schien in das Fernrohr hineinschlüpfen zu wollen.

Nach einigen peinlichstillen Minuten unterschied auch Helene in der Ferne zwei Puncte, von denen der eine jedoch weißer schien, als der andere. Jetzt sah sie deutlich, daß es ein Segel war, dem etwas Zweites folgte, das doch unstreitig auch nur ein Schiff seyn konnte.

Bernard sah dieß Alles deutlicher, er sprang zurück, voller Entzücken; nichts konnte ihm erwünschter seyn, als die Anwesenheit seiner Tochter, er umarmte sie, tanzte, jubelte, und rief ein=

mal über das andere: „Er ist's! Ich Thor, wie konnte ich glauben, daß man alle Tage ein Schiff kapert! Sieh, Kind, er schleppt einen erlegten Seedrachen hinter sich, er wird wie der heilige Georg in den Hafen ziehen, siegggekrönt, die Menge wird jubeln, die Schadenfreude verstummen; o, ich muß eilen! meine Pantalons! die geblümte Weste! wo? wo? ich habe keine Zeit zu verlieren." —

„Aber, Vater, sehen Sie doch noch einmal hin! Ich meine etwas ganz Anderes zu bemerken, als Sie." —

„Kind, was Du mich ärgerst durch Deine Kälte, Deine Zweifel! ich kenne mein Eigenthum: Malpart bringt uns eine Prise, weißt Du, was eine Prise ist?"

„Wie aber, wenn wir diese Prise wären? das voransegelnde Schiff ist zu groß für den Hahn." —

„Bah, das verstehst Du nicht!"

Aber Bernard war vernünftig genug, sich noch einmal an sein Rohr zu stellen. Er rückte es wieder in die rechte Lage und sah. „Mein Kind," sprach er jetzt mit abgebrochenen Sätzen, „das Ganze läuft auf eine Proportion hinaus. Die natürliche Größe verhält sich zur scheinbaren, wie die Entfernung zu —. Das erste Schiff hat etwas Fremdes für mich, das muß ich zugeben; aber wie lange haben wir uns auch nicht gesehen, mein liebes Thierchen! — Dieses Teleskop hat mich tausend Franken gekostet, man wird mich doch nicht betrogen haben! — Hm, das Wrack — ja das gefällt mir gar nicht — diese apfelrunden Seitenwände habe ich irgendwo schon einmal gesehen; aber ich kenne sehr viele

Schiffe —. Und dennoch — o das ist ja lächerlich — nein, im Gegentheil, ich sehe darin keinen Spaß — so, so — wenn das mein Hahn ist, so läßt er gewaltig die Federn hängen. Mein Gott, ich bin ein unglücklicher Mann!"

Bernard fiel zurück; er war einer Ohnmacht nahe; denn die Thatsache ließ sich nicht mehr läugnen.

Ein französisches Kriegsschiff brachte den schlotternden Hahn in den Hafen von Havre de Grace zurück.

Bernard erholte sich, denn die eigentliche Bewandniß, die es mit dem Hahn hatte, konnte er noch nicht ahnen. Er nahm es gern an, daß sich Helene nach dieser erkundigen wollte, ihm selbst wäre es unmöglich gewesen, in den Hafen zu gehen und sich dem Spotte seiner Neider preiszugeben. Aber der nächste Augenblick schon sollte Alles aufklären. Helene stürzte zurück, weil sie einem Beamten der Polizei begegnet war, und dieser folgte ihr auf dem Fuße.

Der Commissär war so verlegen wie der Kaufmann. Jener zuckte die Achseln, dieser die Lippen; jener wußte keine Anrede, dieser keine Begrüßung zu finden. Endlich hieß es mit halber Stimme: „Was bringen Sie uns?"

Der Commissär fertigte seine Hiobspost ab. Bernard war einer gerichtlichen Untersuchung verfallen. Der Hahn, ein mit kaiserlicher Erlaubniß von dem Kaufmann Bernard auf die Kaperei gegen englische und nicht französische Flagge führende Schiffe ausgerüsteter Kutter, hatte seine Vollmacht gesetzwidrig überschritten, Seeraub und Schleichhandel getrieben, war end=

lich von einem französischen Kriegsschiffe verfolgt und erlegt worden. Der Eigenthümer war als Seeräuber und Schleichhändler den Gesetzen verfallen. Der Commissär hatte das Haus zu versiegeln und den Angeklagten gegen eine Caution zu verpflichten, dasselbe nicht zu verlassen; es stehe ihm frei, sich vor dem Handelsgerichte durch einen Advocaten vertheidigen zu lassen.

Der Commissär empfahl sich, Bernard war vernichtet, und Helene war zu sehr Weib und zu sehr Kind, als daß sie nicht hätte unterliegen sollen.

Die Abwechselungen folgten rasch auf einander; sie brachten Neues, das das Alte zum Theil bestätigte, zum Theil erträglicher machte.

Jaques fand sich wieder ein, so sehr den Leser überraschend, der ihn längst vom Schauplatz verschwunden glaubte, als den Kaufmann, der sich seine Stellung zu Malpart nicht erklären konnte. Jaques gab seine Erfahrungen mit einer gränzenlosen Weitschweifigkeit wieder, weil er das Wichtigste vielleicht zuletzt lassen wollte.

Das Wiederfinden Alfreds machte auf Helenen einen elektrischen Eindruck. Sie vergaß die Lage ihres Vaters über diesen Nachrichten und überließ sich einer Freude, die bei Liebenden immer ein Triumph ist, den der gute Engel des Menschen in ihm feiert. Welche Hast! wie hing sie an den Lippen des Knaben! Sie schnitt seine weitschweifige Rede, die kein Ende finden konnte, endlich ab, weil sie nur von Alfreds Schicksal interessirt wurde.

Jaques hatte ihn verlassen, als er wie Prometheus an einen Felsen geschmiedet wurde. War

er gerettet? lassen sich seine Wächter nicht ergreifen? oder ist er dem Verhängniß schon verfallen?

Diese Fragen konnte nur der beantworten, der sie selbst erlebt hatte.

Gnädiger Genius der Liebe, du spendest deine Gaben, wenn die feindlichen Mächte dich losgelassen, niemals mit karger Hand! — Alfred lag in Helenens Armen, noch ehe die eisige Hülle einer neuen Ungewißheit sich um die Frühlingsfreude der Ueberraschung, die Jaques' Erzählung in ihrem Herzen keimen ließ, legen konnte.

Die Ereignisse waren jetzt alle auf diesen kleinen Punct zusammengedrängt, daß selbst Bernard das ferne St. Pierre und den künftigen Eidam vergessen hatte, und, wenn auch sein Herz vor eigenem Kummer der Freude des Wiedersehens seines ehemaligen Mündels nicht offen stand, doch zu den Umarmungen schwieg, die in seiner Nähe zwei Wesen beglückten. Als Seeräuber den Strick schon um den Hals spürend, ließ er Alles geschehen.

Der genesene, heimgekehrte Alfred war bald von der Lage der Dinge unterrichtet, und Jaques hatte ihm mitgetheilt, wie ihn erst auf dem Schiffe ein Sturm gerettet, während dessen er im untersten Raum gebunden habe liegen müssen, wie dann seine Execution von Neuem ein Angriff verhindert habe, den Malpart auf einen Kauffahrer gemacht, wie endlich ein französisches Schiff blitzschnell herbeigeeilt sey, den Hahn überrascht und ihn erlegt habe, wie der größte Theil der Mannschaft und auch Malpart nach hartnäckigem Kampfe gefallen, ein andrer Theil gefan=

gen, und er selbst im Vertrauen auf seine Jugend und seine Aussagen, die seine Fesseln bestätigt, entlassen worden sey, und sich freue, jetzt hier Alles fröhlich und zufrieden zu sehen. Jaques war ein schlechter Menschenkenner, denn in Bernards Mienen gab es Nichts, was eine Zufriedenheit hätte andeuten können. Aber wollte er vielleicht prophezeien, so hatte er allerdings Recht, Bernards Besorgnisse schwanden allmählig vor dem Zuspruche Alfreds.

Dieser, als Jurist, zeigte ihm, daß Thatsachen erst dann unwiderleglich würden, wenn ihre Verbindung erwiesen wäre; daß die Gerechtigkeit in der Kette der Ereignisse und Handlungen nicht nur den Anfang und das Ende sehe, sondern auch die Mittelglieder, und daß das Wahrscheinliche oft eben so weit von der Wahrheit entfernt sey, als das erweislich Unwahre.

Diese Casuistik hatte etwas Beruhigendes für Bernard. Er hörte mit sichtlicher Erheiterung, daß Alfred ihn vor Gericht vertheidigen wolle, er erinnerte sich des vielen Geldes, das es gekostet, ehe sein Mündel ein tüchtiger Jurist wurde, und der Zeugnisse, die dafür auch dem Fleiße und dem Scharfsinne des jungen Mannes ausgestellt waren. Jetzt fiel es ihm auch ein, daß vor ihm Jemand stand, den das Grab wieder herausgegeben hatte, er thaute auf, und bewillkommnete den jungen Mann zu Helenens unnennbarer Freude erst mit dem einfachen Gruße: „Ei, mein lieber Herr Alfred, wie freue ich mich, Sie wieder zu sehen!“ dann aber immer herzlicher und hingebender, denn Alfred war so klug, von Nichts, als von seinem neuen Advocatendebüt zu spre-

chen, von den Beweismitteln, den zureichenden Gründen, den Einreden, den Repliken und Dupliken. Zuletzt überzeugte sich Bernard auch selbst, daß er im Grunde unschuldig sey, und daß man ihn dafür auch anerkennen müsse.

Der Tag rückte heran, da der Angeklagte vor die Schranken des Gerichts treten und sich von den geschwornen Schwarzmänteln richten lassen sollte. Seine eigene Vertheidigung hatte Bernard ganz in die Hände Alfreds gegeben, der nach Verlesung der Anklageakte und Vorlage der einschlagenden Documente anfing, jeden einzelnen Punct zu verfolgen und ihn so darzustellen, wie er zur Rechtfertigung des Kaufmanns dienen mußte. Er zeigte, daß Bernard nicht der Theilnehmer an der in Frage stehenden Schuld sey, sondern vielmehr der durch sie Verrathene, Preisgegebene, wie ihn auch nicht einmal der Vorwurf treffen könne, das vorliegende Verbrechen veranlaßt zu haben, da die Ausrüstung des Kaperschiffes eine patriotische Handlung war und den wärmsten Dank der Nation verdiente.

Hier machte der Redner den Uebergang auf den Charakter, die Tugenden, die Verdienste seines Schützlings. Er nannte das ganze Leben desselben eine Kette von Aufopferungen, um nicht nur den Gesetzen, sondern auch den Bedürfnissen des Gemeinwesens zu dienen. Bernards Name habe in den vaterländischen Colonien denselben guten Klang, wie in den Mauern seiner Vaterstadt, und man würde ihn niemals nennen können, ohne sich an die Opfer, die er seinen Mitbürgern gebracht, an die Wohlthätigkeit, die

ihm den Segen so vieler Armen erworben, zu erinnern.

Das Ganze endete mit einer Aufforderung an die Richter, den Schein der Wahrheit, der in der Anklage liege, durch die unläugbaren Anzeichen der Unschuld zu vernichten, die vorliegende Thatsache mit Einsicht zu prüfen und seinem Clienten durch ihre Entscheidung die verdiente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Einer solchen Auseinandersetzung, unterstützt von so glänzenden Rednertalenten, konnte Niemand widerstehen. Bernard wurde einstimmig für nicht schuldig erkannt und von glückwünschenden Freunden und einer jubelnden Menge vor das Gerichtshaus an seinen Wagen begleitet.

Bernard war weniger von seiner Freisprechung, als von der begeisterten Schilderung seines Charakters und seines Lebens, wie Alfred sie entworfen hatte, gerührt. Er erschien sich in einem neuen, verklärten Lichte, und empfand zum ersten Male in einem in unaufhörlicher Hast verflossenen Leben das Glück eines zufriedenen Rückblicks auf die Vergangenheit. Er wagte, ihr ohne Erröthen entgegenzutreten; denn die öffentliche Stimme hatte ihn ermuthigt, und ihm die Dreistigkeit gegeben, einen gewissen edlen Stolz auf sich selbst zu fühlen.

Wie konnte er aber den, der ihm diese Seligkeit verschafft hatte, der ein so aufmerksamer Beobachter und billiger Richter seiner Handlungen gewesen war, durch einen andern Preis ehren, als der diesem selbst der höchste war? Er legte die Hände der Liebenden in einander. und hatte in der That für St. Pierre, und seinen langjährigen Commanditär das Gedächtniß verloren.

Als aber dieser wieder vor seine Seele trat, wies er ihn ohne Weiteres in den Hintergrund, setzte sich zu einem Briefe nieder und schrieb ihm die Umstände, die eine Aenderung seines Entschlusses herbeigeführt hätten, bestellte einige Centner Fernambuchölzer und empfahl sich zu geneigtem Andenken.

So endete diese durch einen Kaperbrief herbeigeführte Katastrophe.

Die Tragödien der alten Griechen haben die Verirrungen und Wechsel, die einer über das Maß hinausschreitenden Handlung auf den Fersen folgen, in unzähligen Beispielen dargestellt. Ihre erhabenen Chöre bewegen sich in diesem Grundsatze der antiken Lebensphilosophie, daß das Hinausgreifen über seine eigene Gränze nicht nur die schlummernden feindlichen Gewalten weckt, sondern auch die Rächer der Handlungen, deren Früchte wir nicht einmal zu eigenem Genuß erhalten haben.

Sehen wir hier die Folgen eines Kaperbriefs, den eine Regierung immerhin ertheilen mag, der aber nicht von Jedem angenommen werden soll, dann möchte man glauben, das alte Fatum sey von den christlichen Göttern zwar um seine Altäre und Opfer gebracht, aber mediatisirt und mit Sitz und Stimme in der Regierung der Welt gelassen worden.

Winterphantasieen.

1.

Nimm diese Denkblätter hin, wie sie geboten worden! Laß sie wie Athemzüge deine gedankenernste Stirne umfächeln; laß sie knistern, wie kleine blaue Flämmchen, die aus den elektrischen Begegnungen unserer Geister zucken! Wenn ich dir nahe, fühl' ich's mich anweben. Ich höre deinen Fußtritt leise über die Teppiche rauschen, ich höre den sanften Gruß deines süßen Mundes und im Augenblick steh' ich umgewandelt vor deinem holden Blicke, neugeboren vor deinem holden Lächeln. Alle Last und Mühe des Tages fällt wie ein irdisch Gewand von meiner Seele. Ich fühle mich jung, wie einst; gut, wie einst; unsterblich, wie einst!

Laß sie rauschen und wogen, die Wellen der Zeit, können sie uns erschüttern? Laß sie toben und rasen, die Stürme des Lebens, können sie uns beugen? Am dunkeln Meere weht der Orkan die Riesenflamme aus, die den verirrten Schiffern die Nähe der freundlichen Mutter Erde kündet: die kleine Leuchte, die in tiefster Nacht uns ewig schimmern wird, kann nicht erlöschen.

2.

Tritt hinaus mit mir auf den schneebedeckten Altan in die heilige Winternacht! Hülle dich in

meinen Mantel, schmieg' dich an die klopfende Brust des Freundes mit dem Klopfen der deinen.

Sieh, wie die Sterne dort oben im dunkelblauen Meere schwimmen. Sie zittern, sie winken, sie fliehen, sie ruhen — wer diese Ruhe fände der ewigen Gestirne! Wer so durch die Bahnen der Welt in schönem Gesetze rauschte, so majestätisch schreitend, so unbeweglich bewegt, so groß in der Freiheit, so erhaben im Gesetz!

Schmiege dich fester an mich! Was uns frösteln macht, ist nicht der schneidende Zug des Ostwindes. Was uns so kalt überläuft, ist die Ferne, dort droben die Ferne — die Ferne!

3.

Der Schnee seufzt unter den eisernen Radrändern der Wagen. Knirschend schallt der Frost zu uns herüber. Dunkle Gestalten huschen über die öden Plätze. Die Lichter flackern, wie beengt in ihrem glühenden Athmen vom Druck der zusammengeschnürten Atmosphäre. Eine ungeheure Nebelwolke liegt wie eine Decke von weißem Flor über der Stadt.

Noch sind die Sterne fern und wir müssen athmen mit den Menschen. Noch müssen wir Liebe in den Schleier des Geheimnisses hüllen. Noch unser Unglück bergen vor Spott, unser Glück vor Neid, unsere Wohlthaten vor dem Undank. Noch müssen wir athmen, wie das geängstigte Insect unter den grausamen Versuchen des gelehrten Forschers. Dank dir Welt

für deine Freude, Dank euch Menschen für eure Liebe! Hier, an meinem Herzen, hier sind noch Stellen für eure Wunden, hier sind noch Narben, die ihr aufritzen, in diesem Busen noch Hoffnungsschimmer, die ihr ganz erlöschen könnt! Füllet noch voller den Becher des Lebens mit dem Schierlingstranke eures Urtheils, voller bis an den Rand, daß er überschäumt und selbst die Klage in die Wirbel der Verzweiflung hinunterspült! Gib, was du besitzest, lieber selbst, daß sie dir's nicht rauben können! Gib deinen Stolz hin, ehe sie ihn zermalmen, deinen Namen, ehe sie ihn schänden. deine Thränen, ehe sie ihrer spotten! Hoffe nichts und vielleicht überrascht dich noch etwas! Zertrümmere deine Werke; vielleicht rührt dich ein Steinchen, das dir der Zufall von ihnen wiederbringt. Sey todt, damit du die polternden Erdschollen nicht hörst, die sie schon auf den Sarg deines Lebens werfen!

Der Mantel reicht nicht aus für zwei. Und nicht wahr, es wird kalt an meinem Herzen?

Laß uns hineintreten!

4.

Knisternd leuchtet es im Kamin, behagliche Wärme strömt aus der zierlich gebauten Flammengrotte. Rothe Lichter hüpfen über die Ecken des dunklen Zimmers, dort und da hinspringend, je nach dem Züngeln der Flamme. Da erleuchten sie ein Bild, dort eine kleine weiße Statue, hier den Spiegel, dort die leere Wand. Nur

dein Auge bestreifen sie nicht. Es ist blitzender, als die Flamme.

So laß uns schweigen. Denn Worte sagen nicht, was ich fühle.

Wird Schweigen einst die Sprache der Engel seyn? Wenn die, die es einst werden wollen, hienieden beisammensitzen, unter dem Glanz von Kerzen, der auf festliche Kleider fällt, wenn sie von den eignen Tugenden und den fremden Lastern reden, wenn sie die Zeitung des Tages wiederkäuen und geistreiche Gespräche zupfen in Gesellschaften, die sie Salons, Cirkel, Soiréen nennen, wenn sie alle Sprühteufel ihres Witzes und ihrer Affectation losgelassen haben und plötzlich, wie verabredet, eine Erschöpfung, eine Pause eintritt, wo man nichts als einen klappernden Theelöffel hört, dann sagen sie: Ein Engel geht durch's Zimmer! Also werden wohl die Engel schweigen.

Oder wenn sie reden, so werden sie eine Sprache haben für das, was wir nur in der Nähe der Liebe fühlen können. Sie werden mit einem einzigen Worte alles zusammenfassen, was wir nur in schwerfälliger Aufeinanderfolge auszudrücken wissen. Sie werden das Wort zur Klangfigur nicht wie wir Menschen von Tönen, sondern von Accorden machen. Wie kann ich sagen, was ich alles nicht vereinzelt, sondern verschlungen, in süßer Umarmung, in seliger Umrankung der Ideen fühle? Es ist Zagen, was mich, der Liebe gegenüber, bewegt, und im Zagen doch die seligste Hoffnung, Freude und Schmerz, Zerstören und Schaffen, Muth und Reue, Freude am Tod und höchste, gipfelnde

Erregung zum gesundesten Leben. Die Sterne ziehen mich und lassen mich. Schwebend zwischen Himmel und Erde, wo fühl' ich sichern Stand?

5.

So laß uns denn reden! Reden von Thaten, reden von Irrthümern, reden von der Welt. Rolle auf, Vorhang, der die Bühne der Zeit verbirgt!

Betracht' ihn erst noch eine Weile, diesen Vorhang. Viele nehmen ihn für die Bühne selbst. Als ich Kind war und zum ersten Male die geharnischte Jungfrau im Opernhause zu Berlin fechten und sterben sah, ging ich früh in den mir neuen, ungewohnten Tempel der Musen. Den Vorhang hielt ich armer Junge beim Eintritt schon für das aufgeführte Stück. Ich sah einen Rundbau von Säulen, in der Mitte einen Altar, auf dem die Priester einem langgeschenkelten, schlanken Apollo opferten. Die aufsteigende Rauchwolke beschäftigte meine Phantasie. Sie schien mir eine wirkliche zu seyn, so hoch verlor sie sich bis an den Kronenleuchter. Wie erstaunt' ich, als die Musik begann, diese Säulen, diese Priester, dieser Apollo sich um sich selber wickelten und hinten eine ganz neue Welt aufging! Der Vorhang, der unsere Zeit verbirgt, ist die Oeffentlichkeit des Tages, die Presse, die Lüge, — wie viele nehmen sie für die Wahrheit!

Sieh ihn dir an, diesen Vorhang, mit seinen gleißenden Farben, seinen verzerrten Arabesken,

seinen bunten Fratzen, mit seinen geschwänzten Menschenleibern, menschenähnlichen Affengesichtern, seinen Sonnen von Goldschaumpapier, seinen Sternen von Blech, diesen Vorhang, bedeckt mit Kobolden und Meerkatzen! In der Mitte schwebt über die Fläche hin ein langbeiniges, ausgemagertes Weib, das eine lange hölzerne Posaune zum Munde führt, die Fama des neunzehnten Jahrhunderts, eine Hekate, die abgefeimte Metze der Oeffentlichkeit. Ihr Gewand sind die Tagesblätter, zusammengeklebt mit dem Kleister einer neuerfundenen Zeitungssprache, für die man bald eigene Idiotica wird herausgeben müssen, sowie man Wörterbücher der Zigeuner- und Gaunersprache hat. Mit ihrem Haupte will die lange Gestalt zu den Sternen an und mit den Fersen schleift sie im Schmutz der Gassen. Was hinter diesem Vorhang rein und fleckenlos dasteht, hier vorne auf der großen Schandtafel „Oeffentlichkeit" weiß man von ihm nur Unreines. Was hinten für sich selber spricht, muß hier vorn sich erst durch Andere vertreten lassen. Was dort Tugend ist, ist hier Eitelkeit; was dort Genie, hier Anmaßung; was dort schon ewig lebt, wird hier bereits der Vergessenheit übergeben. Und doch, welche gleißende Außenseite! Wie viel Wahrheitsliebe, wie viel Unparteilichkeit wird hier verbraucht: wie groß weiß man sich zu entfalten, wie erhabene Worte auf die Aushängeschilder des Charlatanismus zu schreiben! Alle sind sie gerecht, alle duldsam; entrüstet nur gegen das, was Entrüstung verdiene! Es ist ein Chaos,

das viele verwirrt, manche überzeugt, alle betäubt.

Rolle auf, du lügnerischer Vorhang, daß wir die Wahrheit sehen!

6.

Wer in Neapel war, weiß, daß man aus dem Zorne des Vesuvs seine Suppe essen kann. Die geronnene und verhärtete Lava fügt sich der bildenden Hand des Künstlers zu Bechern und Tellern. So hängen wir die Erinnerungen an die Revolution an den Wänden unserer Zimmer auf. Das achtzehnte Jahrhundert mit seinem blutigen Rechnungsabschluß ist zur Kinderklapper geworden. Wenn man Europa wie einen Topf am Küchenfeuer sieden und wallen sieht, wer möchte glauben, daß diesem Welttheil einst Vulkane heiß gemacht haben!

Seit zehn Jahren haben wir unsägliche Angst ausgestanden. Wir fürchteten uns vor der Guillotine von rechts, vor der Knute von links. Die Gefahr ist vorüber. Die Klingen sind nicht gezogen, nur die Federmesserklingen der Diplomatie. Die Diplomatie ist eine heilige Kunst. Talleyrand ist unter den Segnungen eines Priesters gestorben!

O wie gönn' ich dir diesen Frieden, Europa! Wie gönn' ich deinen Fluren grüne Saaten, deinen Bergen schwere Trauben, deinen Strömen bewimpelte Nachen! Wie gönn' ich dir Segen, Glück und Ruhe! Die Erschütterungen des europäischen Staatenkörpers seit dreihundert Jahren sind noch nicht verwunden, diese blutigen Aderlässe noch nicht ersetzt, diese Wun-

den noch nicht vernarbt. Die Nacht des Mittelalters barg eine friedlichere Ruhe. Die Grausamkeiten waren roher, aber gegen Einzelne gerichtet. Man kannte noch nicht diese Umwälzungen der Masse, diese Federstriche, die mit einem einzigen Zuge die Willensfäden von Tausenden durchschneiden; man kannte diese verheerenden Mordinstrumente aus feigem Hinterhalt, die Kraft des Pulvers, noch nicht, man kannte noch nicht die fremden Welttheile, deren Bewohner wir in die Reihe der Thiere stellten und einen Begriff der Sklaverei erfanden, den nicht das Alterthum, nicht einmal der Orient kannte.

Je mehr Licht in die Nacht des Mittealters fiel, desto ungeschlachter die Bewegungen des aus seinem Schlaf gerüttelten Riesen. Wie wälzte sich die Menschheit auf dem Boden der Erde, als zum ersten Male die Spitzen der Berge sich vergoldeten und der Hahn zu krähen anfing! Alle Nebel, die vor dreihundert Jahren von der Pforte zum Himmel wichen, schienen sich herabzusenken auf die Erde. Verdüstert wurden die Pfade, blutig wurden die Spuren der aufgeklärten neuen Lehre, unversöhnlicher die Leidenschaften, erschöpfender die Niederlagen, unsicherer die Triumphe. So hat das Streben nach Licht und Recht das Band der Völker und Staaten Europa's seit den Scheiterhaufen der Huß und Servet nur immer mehr versengt, der ungeheuerste Egoismus, in einer Gestalt, wie ihn selbst die Römerwelt nicht kannte, ist das Princip der Geschichte und der Politik geworden. Alle Striche Europa's, alle Völker von Ehr=

gefühl und Namen sind von den Anstrengungen dieser Vergangenheit erschöpft. Die Ideen sind geboren; wer möchte der gemarterten Mutter nicht den Frieden gönnen, der das Bedürfniß der Welt geworden ist?

Friede, kühle lind die erhitzte Stirn der Kämpfenden! Friede, lächle sonnenhell in die trüben Fluren! Friede, streue das Füllhorn deiner goldenen Segnungen über die Menschen nieder! Nah' uns mit Sonntagsglockengeläut, nah' uns mit Alpenreigen und füll' lind die Brust mit unaussprechlichem Heimweh nach besseren Landen! Friede, ziehe durch die Auen, wie ein Spielmann, am Hute die Feder, in der Laute frohe Lieder, erquickend die Müden, ermunternd die Schlummernden, singend von Gottes Herrlichkeit und von Lust und Liebe!

7.

Europa bedarf des Friedens, aber es versteht ihn nicht. Europa hat den Frieden, aber als ein Organ, nicht als einen Zweck. Weltweise träumten einst von der Ewigkeit des Friedens, Dichter sangen von der Ewigkeit des Streites. Der Krieg ist der Vater aller Dinge, sagten sie; aber was der Vater erzeugt hat, hat die Mutter geboren. Die Mutter ist der Friede, der dem Kinde die Milch der Liebe reicht und es wandeln lehrt am Lenkseil guter Lehre.

Europa bedarf des Friedens, hat ihn und wird ihn haben. Wer einen Baumstamm findet und hat den Mund zum Reden, der besteige

ihn und predige! Halte fest deine Krone, daß niemand dir sie raube! Aber laß den Frieden deine Krone, nicht die Mütze seyn, die dir im Schlaf die Schläfe wärmt! Deine Krone, deine Herrlichkeit, deinen Tag, der dich zu Thaten weckt, nicht die Nacht, die deine Unthaten birgt! Denn besser wäre der Krieg, der uns zum Guten führt, als der Friede, der zum Bösen.

Warum liest du, König, wenn du vom Frieden hörst, nur in dem Schuldbuch deiner Ahnen; warum lächelst du, Staatsmann, wenn im fernsten Winkel Mexico's, in Syrien, in China das kleinste Fort der Erde die Waffen streckt und der Zündstoff des Universums kaum noch länger leuchtet, als man bedarf, um ihn ohnmächtig im Winkel einer Zeitung verprasseln zu sehen? Warum hüllst du, Priester, bei dem Sonnenschein des Zauberwortes: Friede, dich nur tiefer in die Kapuze und murmelst dunkle Sprüche, als wenn du böse Geister sähest? Warum trotzest du, Soldat? Warum wucherst du, Kaufmann? Warum errichtet ihr euch alle im Uebermuth des Friedens güldene Kälber und betet an im Staube vor dem widerlichsten aller Götzen, vor dem Moloch des Eigennutzes?

Der Friede soll euch heiligen und er entweiht euch: er soll euch zähmen und er bewaffnet euch! Ihr schlafet, aber die Hand am Schwert: ihr bietet euch die Rechte, aber bewehrt mit eisernem Handschuh! Ist der Krieg nicht besser als ein solcher Friede?

Europa bedarf des Friedens, weil ihm noch nicht eine einzige der großen Segnungen des seit drei Jahrhunderten freigewordenen Geistes

unverkümmert zu Theil geworden. Wir hatten die Zeit der Märtyrer, aber noch nicht die Zeit der Glorie, wir hatten Lorbeern, aber noch keine Palmen. Das Sonnenlicht der Freiheit hat erst geblendet, noch nicht erhellt, noch weniger erwärmt. Drei Jahrhunderte sind in die Annalen der Geschichte mit Blut geschrieben, damit die Welt freier, der Staat begründeter, die Idee reiner werde: jetzt ist es Zeit, daß endlich die Welt frei, der Staat tief und die Idee rein ist.

8.

Drei Parzen spinnen den Lebensfaden Europa's.

Die erste, ein schwärmerisches Weib mit dunkelglühenden Augen, umflossen von katholischem Heiligenschein. Die zweite, majestätisch, lichtblond, blauen Auges, ernstsinnender Stirn. Die dritte, eine Reiterin, in enganschließender Amazonentracht, wild und sinnlich.

Europa trennt sich in das lateinische, germanische und slavische. Helden — Staatsmänner — Regenten. Republik — Constitutionalismus — Monarchie. Katholicismus — Protestantismus — griechische Kirche. Glaube und Indifferentismus — Zweifel und Intoleranz — Theokratie und Formeldienst.

Katholicismus und Slavismus — die beiden äußersten Pole, die die entferntesten scheinen und sich wieder am nächsten berühren. Hier wie dort eine päpstliche Suprematie, hier wie dort das Extrem des Unglaubens und der ab

stractesten Weltbildung. Beide Pole gleich kirchlich und gleich außerhalb der Religion. Das höchste Priesterthum mit der ungebundensten Laienschaft.

Katholicismus und Slavismus — im politischen Extrem Republik und Despotismus. Espartero und Paskewitsch — Arguelles und Herr von Cancrin — Barcelona und Archangel. Bei den Russen wird das Weltliche zum Göttlichen erhoben, der Tschako des Czaren zur Tiara des Hohenpriesters, ein Gebet des Kaisers zum Opfer für ganz Rußland, — in Spanien lösen sie das Göttliche in das Weltliche auf, schmelzen die Kirchenglocken zu Kanonen, die Becken des Weihwassers zu Piastern für die Rothschilde und die Aguados. Das Griechische scheint römisch, das Römische ist griechisch geworden.

Das germanische Europa liegt mitten inne. Es will nicht die Republik, nicht die Monarchie; nicht den Zweifel, nicht den Glauben; nicht das Gemüth allein, nicht den Verstand allein. Heut' ist es poetisch, morgen philosophisch. Es ergründet alles und begründet nichts. Es borgt mehr von der Geschichte, als es der Geschichte wiedergibt. Viel Vergangenheit, wenig Zukunft. Der Kampf der Ideen, wie er in England und Deutschland durchgekämpft wird, ist interessant im Einzelnen, ermüdend im Ganzen. Ewige Debatten, keine Resultate. Groß in Schulstuben, klein auf dem Markt des Lebens. Hätte das germanische Europa nicht das Genie der Erfindung, die Ausdauer im Gewerbe, den Fleiß im Ackerbau, die Emsigkeit im Handel, die Tugenden der Familie und die mittlere Temperatur des

Klimas, die alle seine geistigen Thätigkeiten schärfer stachelt, als die Extreme südlicher Gluth und nordischer Kälte, — wir würden nicht die große Rolle verdienen, die wir wenigstens auf dem Papiere spielen.

Sollen wir lernen von den beiden Principien, zwischen die wir eingekeilt sind?

Den Gedanken haben wir. Lernen wir vom Norden den Willen und vom Süden die That.

9.

Der Geist des Tages! Wer kann ihn haschen, den entschlüpfenden Proteus? Wer kann sagen: Hier ist er! Und wiederum: Hier ist er nicht! Wie dem „Zergliederer der Freuden" würd' er erscheinen

„bald grau, bald grün,"

der Geist des Tages ist ein Chamäleon.

Was ist jetzt der Mensch? Im vorigen Jahrhundert brach er die Fesseln der Erde und bezog sich nur auf Gott. Ueber dem „Dunstkreis" war seine Heimath. Jenseitig war sein Leben. Jetzt? Wir haben den Himmel zur Erde herabgezogen, haben Gott in den Blüthenkelch des Menschen als den Duft, als die Seele unseres edelsten Sinnens und Denkens, gebannt: Gott ist kleiner geworden, aber der Mensch darum größer? Wo schlägt das Menschliche in üppiger Pracht hervor? Wo sind begeisterte Seher, die uns mit ihren segnenden Armen hinaufziehen zu erhabneren Welten? Wo wachsen Cedern auf unsern Sandbergen? Wo wallt es, glüht es; wo ist der Jordan einer neuen Taufe?

Eine neue Philosophie ist gefunden, aber keine

neue Religion. Denken lehrt man neu, wer lehrt uns fühlen? Oder fühlen wir richtig mit unsern alten Gemeinplätzen? Reichen die alten Hausregeln, reichen die hundertjährigen Kalenderwahrheiten des Herzens aus? Ach, daß da ein Kopernikus käme! Ein Weiser, ein Dichter, ein Genie, zu dem wir hundert Ansätze haben, hundert flackernde Sternschnuppen, ohne einen einzigen urgeistig und urweltlich festen Strahlenkern. Ein Messias für die Herzen fehlt, ein Gemüths-Luther, — für hundert Professoren der Philosophie nur einen einzigen Prediger der Philosophie!

Wer es verstünde, in die Seelen den Grundstein einer unsichtbaren Kirche zu legen! Wer so Priester seyn könnte, ohne Talar, Vertrauter aller Menschen ohne Beichtstuhl, Redner ohne Kanzel! Wer nur so umwälzen, so ohne Blut, so mit dem Weihwasser der Thräne umwälzen könnte, wie Rousseau! Hunderte meinen es so gut, wie Jean Jacques, vielleicht besser, als der nur durch ein Paradoxon (die umgekehrte Preisfrage einer Akademie) zum Reformator gewordene philanthropische Misanthrop. Aber die Offenbarung schweigt, der Weltgeist gibt das Zeichen nicht: im Buche der Geschicke steht davon nichts auf dem Blatte des neunzehnten Jahrhunderts, wenigstens auf dem seiner ersten Hälfte nichts.

Wem rollt denn die Erdkugel zu? Dem Glück. O behagliches Jahrhundert, verjage dir die Mücken, die dir deinen kühlen Sommerabend stören! Diese Unbequemlichkeit, nur ein Kissen am ruhenden Haupt entbehren zu müssen! Sieh den lächelnden Fabrikgeist, wie er dich durch

seine Besitzungen führt! Hier die Oefen, die Kohlengruben, die Maschinen! Dort meine Meierei, mein grüner Grund, mein Park, mein Häuschen, meine Familie, meine reichen Schwiegersöhne, meine reichen Schwiegertöchter! Behaglichkeit im Drei=Achtel=Tact — ist Genußsucht. Noch von der französischen Revolution ist unser Blut in einer hüpfenden Bewegung. Unser Jahrhundert hat einen schnellen Pulsschlag und so ergibt sich: zum phlegmatischen Ziel sanguinische Schritte! Man nennt diesen Widerspruch Materialismus.

Die Staatsweisen? Machtbegierig und doch das après nous le déluge fürchtend. Unklar über Zweck, Ziel und Wesen aller Dinge. Nichts zerstörend mehr, aber auch nichts schaffend. Beauftragt vom Augenblick. Temporisirend. Aerzten gleich, die sich nur auf die Diagnose verstehen.

Die Volksredner? Schmeichler nach unten. Gemeinplätzler. Ohne Muth, von der Meinung derer abzuweichen, die die Toaste und Ständchen bringen. Sklaven einer seynsollenden Consequenz. Auch die Zeitungen sind Volksredner. Windfahnen.

Die Gebildeten? Ironiker, die alles von zwei Seiten betrachten und auch für beide gleich triftige Gründe haben. Sittlich aus diätetischen Rücksichten. Erzogen durch die Literatur und doch die größten Feinde derselben. Eitel. „Ein Lessing thut uns noth,“ hört' ich einen Gebildeten ausrufen. Nach einer kleinen Weile fügte er murmelnd hinzu: „Wenn ich nur Zeit hätte!“

Die Masse? Strebend, lernbegierig, aber nicht aus Wahrheitsdrang, sondern aus Eifersucht. Der Communismus ist nicht aus der Armuth entstanden, sondern aus dem Ehrgeiz. Die mangelnde Idealität unsers Jahrhunderts wird sich an dem sittlichen Zustand der Masse rächen. Die Armen leben auch geistig von der Luft. Sie horchen den geheimnißvollen Klängen. Es ist das Zubrot ihrer Armuth und ihre Religion. Aber diese Luft ist leer. Staatsmänner und Philosophen, hängt Aeolsharfen aus!

10.

Woher und wohin?

Woher?

Aus der ewigen Nacht. Aus der Unterwelt, wo die Todtenkönige sitzen mit goldenen Kronen und glühenden Sceptern. Aus den Schrecken der elementarischen Welt über die geängstigte, geistige Creatur. Aus dem Chaos von Recht und Unrecht, von Gewalt und Furcht, von Thier und Mensch. Aus einer Geschichte, wo die Menschen zitterten vor den Würgengeln, die mit Scorpionen über die Länder fuhren und nach Laune, Willkür und Frevelmuth die Brüder peitschten, bis auch über sie wieder von Ost oder West, von Nord oder Süd ein mächtigerer Dämon kam und mit seinen Greifenflügeln sie zerschmetterte. Von dorther, wo in stiller Kammer der Verfolgte seufzt, der Gerechte sein Haupt auf die müde Hand stützt und zweifelnd in die graue Zukunft blickt; von dort,

wo der Denker verzagt sein Buch zusammenschlägt, daß die eisernen Klammern dröhnen, und ausruft: Bis hierher und nicht weiter! — Von den Schädelstätten herab, wo die Gekreuzigten das Haupt auf die durchstochenen Arme neigten, wo die Scheiterhaufen loderten, in denen die Märtyrer, Psalmen singend, zu Asche zerstoben. Von den Katakomben her, wo die Tausende modern, die ohne Urtheil, ohne Verhör geendet. Von den Richtstätten, wo Themis in ihrer Blindheit nicht sah, daß zu den Gewichten ihrer Schalen die Gewalt das eiserne Schwert unzähliger Justizmorde legte.

Woher?

Nicht blos aus der Nacht, auch aus der Dämmerung. Ja, aus jenem Zwielichte, wo Wahrheit und Lüge ineinanderfließen, wo die festen Dinge schwankende Schatten werfen und die Phantasie sich anklammert an Wesenloses und nur Geträumtes. Ja, auch von jenen Thälern her, über die ein oft so täuschender Duft von Glückseligkeit gelagert scheint, und in denen es nur wohnlich ist dem hüpfenden Irrlicht, von jenen Gegenden, über welche scheinbar segenspendende Hände streifen, Hände, die da geben, ohne zu wissen wem, die das Gute wollen, ohne das Bessere zu kennen, Hände, die die Staaten lenken, wie Väter die Familien, ohne zu wissen, daß die mündigen Söhne nach Freiheit dürsten. Ja, noch mehr, auch von dem Dämmerfluge der Minervaeule selbst, von jener Philosophie, die uns die Menschen in todte Begriffe, die Staaten in Pflanzen verwandelt, wie sie in

dieser Unform kein Eden und kein Herbarium aufzuweisen hat. Von jener Philosophie, die selbst mit ihrer trüben Oellampe einer Politik den Weg weisen will, die auch ohne sie mit ihren grauen Augen im Dunkeln zum Ziel zu kommen glaubt. Von einer Zeit her, wo des Großen, Herrlichen, Uebermenschlichen unvergeßlic viel geschehen, nichts aber oder nur Scheiterndes für den Menschen selbst, wie er dasteht in seiner unmittelbaren Beziehung zu Gott und zur Natur.

Und nun wohin?

Ins Licht, in ewige Klarheit, in Sonnennähe In Rechte, die Niemanden ausschließen, in Freiheiten, die Allen gehören. In gleiche Vertheilung der Arbeit, und gleichen Genuß der Ernte. In einen neuen großen Anfang der Geschichte, die von der Vergangenheit nur behält, was die Zukunft belehren kann, in neue Strömungen des Geistes, neue Bahnen der Sitte, in Schöpfungen, die, wie die erste aus dem Nichts, so jetzt aus dem All hervorgehen. In Staaten, wo man das „verschönernde Erz der Jahrhunderte" nur an den Formen duldet, welche in ihrer Grundmasse nicht, wie einst das corinthische Erz, zusammengeflossen ist aus Zerstörung, Eroberung, Flammenwuth. In Staaten, die ihr Heil nur darin finden, daß in ihnen der Mensch frei hervortritt, in der Urschöne seines Geistes, selbst da hervorteitt, wo Unverstand und an der Scholle klebende Trägheit das Bedürfniß der Freiheit nicht zu empfinden scheinen. Wer sagt euch, daß die Staaten, die bestehen, um ihrer selbst willen da sind? Und wenn sie zusammen=

sänken, diese Mauern, die dem Zahne der Zeit zu trotzen scheinen, wenn sie brächen, diese Improvisationen irgend eines Herrschers, was liegt dem freien Menschen daran, der schon seinen Bruder wieder erkennen, schon seinen Freund wieder umarmen und die Kette einer neuen gesellschaftlichen Ordnung schließen würde — auch ohne Euch!

Wohin?

Nicht in das Land der Wahrheit, nicht in Fabeln, nicht in Träume. Aber in das Land des Glaubens, der Begeisterung, der Hingebung. Es glätte sich die spöttisch gefurchte Miene des Zweiflers, es sinke die Nebelkappe des trügerischen Dialektikers; selbst eine Wolke umarmt, statt des Ideals, ist Götterumarmung, wenn die Täuschung beschienen war vom rosigen Licht der Sonne.

Ja, wohin?

In Experimente, wenn unter der Retorte des Staatsphysikers nur kein lebendig pulsirendes Menschenherz zuckt! Zähe ist der Geist des Einzelnen, bildsam der Geist der Masse. Die Geschichte ist eine Wanderung der Menschheit. Glaubt Ihr, daß sie zurückkehren wolle in ihre alten verlassenen Wohnungen; der Hirte mit seinen Heerden auf die abgegras'ten Weideplätze der Vergangenheit, der Ackersmann auf Fluren, welche von stürzenden Trümmern und zerbröckeltem Gestein bedeckt sind? Nur Greise und Kinder träumen von dem, was sie erlebten oder wovon ihnen die Sage erzählt. Der Jüngling, der strebende Mann hält nervig den Pilgerstab in der Hand und schreitet vorwärts in neue Zeit,

in neues Land. Wo jene tagt, wo dieses liegt, wer wüßte die Stunde zu nennen, wer die Grenze zu bezeichnen? Wissen wir nicht wohin, wissen wir doch woher. Irrend, pilgernd, wallfahrtend kann die Menschheit sich wohl betreten auf einem Punkt, den sie schon kennt, auf einem Ort, wo sie einst schon lebte, einem Irrthum, für den sie einst schon blutete, sie erschrickt aber und wendet sich um, in andere Richtung und hinge sie noch so dicht von grauen Nebeln umschleiert. Wir wissen nicht wohin? aber, Heil uns, wir wissen wenigstens woher?

Die Seen Oberitaliens.

Von den drei großen italienischen Seen macht' ich die Bekanntschaft des Garda-Sees vor zehn Jahren. Er wird sich seitdem nicht verändert haben. Wie ein jeder dieser Seen seine eigenthümlichen Reize hat, so ist auch der Garda-See, wenn auch im Ganzen einfacher und bescheidener, als die beiden andern, doch reich an lieblichen Schönheiten. Mit Wonne und Wehmuth gedenke ich jener Fahrt mit damals befreundeten Menschen über den glatten Spiegel dieses freundlichen Wassers, dessen Ufer sich von der schroffesten Alpennatur herab bis zu den sanften Umrissen der lombardischen Ebene ab-

bachen. Von Roveredo herüberkommend springt uns auf der Spitze des kalten und rauhen Monte Baldo plötzlich der ganze ausgebreitete Spiegel des Garda-Sees entgegen. Mächtig schlägt die Welle an den Molo des kleinen Hafenortes Torbole an; ein leichter Nachen führt uns von den steinigen Ufern rechts und links bald hinunter zu freundlicheren Erscheinungen. Dort zur Seite das Städtchen Riva; der tobende Wildbach Torrente Albola und ein anderer, der Varrone, werfen sich ermüdet vom Zickzack ihrer Gebirgswanderungen durch feuchte, moosbewachsene Felsenspalten in den See hinunter. Wir sahen den Ponalfall. Es steht Alles noch vor mir: die kleinen Häuser dicht an der schäumenden Cascade angenistet, die schwanken Breter, über die der Fuß schaumbespritzt, doch sicher hinüberschreitet, die beladenen Esel, die zuversichtlich um den donnernden Fall herum in die Höhe klettern, das Klappern von Mühlrädern, die der Wildbach, ehe er im See sich ruhen kann, noch bewässern muß, und die feuchten Kleider, die man, weiter segelnd, auf dem schaukelnden Kahne an der brennenden Sonne trocknet. Zur Rechter die großen Citronenpflanzungen eines Grafen, dessen Namen wir wohl an irgend einem Palaste Verona's suchen müssen. Die ersten vom Baum gepflückten Citronen, aus Enthusiasmus noch mit Zwanzigern aufgewogen, wurden sorgfältig aufbewahrt bis Venedig, wo sie in die selbstbereitete Limonade ausgepreßt wurden. Es kam die Nacht. An einem kleinen Flecken zur Linken, Malcesine, landeten die Schiffer und ein Nachtquartier bis zur zweiten Morgenstunde,

wo die Schiffer mit dem frischen Winde zur weitern Fahrt ihre Segel füllen wollten, wurde bezogen. In diesem Orte oder in der Nähe hatte einst Goethe jenes Abenteuer, das er in seiner italienischen Reise so anmuthig beschreibt. Wohl sahen wir aus der Nacht jene Mauerüberreste eines alten Schlosses heraufdämmern, die damals Goethe, ihrer malerischen Lage wegen, zeichnen wollte. Das Volk versammelte sich um ihn und rief den Podesta, der ihn verhaften wollte, weil er eine Festung der Republik Venedig abzuzeichnen gewagt hätte. Es entstand eine parlamentarische Verhandlung zwischen dem Dichter und der Stadt. Es rettete ihn hier kein Faust, kein Mephisto, kein Geheimerath, keine Berufung auf das in Malcesine völlig unbekannte Herzogthum Weimar, sondern das zufälligste, das von Goethe nicht immer hochgehaltene Frankfurt, seine Vaterstadt. Um der Republik Venedig zu schmeicheln, hatte er sich endlich nach vielen vergeblichen Vorstellungen entschließen müssen, auch sich für einen Republikaner auszugeben und dies rettete ihn, nicht etwa der Republik wegen, sondern weil plötzlich aus der unruhigen Menge ein Mann hervortrat, der in Frankfurt bei dem Kaufmann Bolongaro in Diensten gestanden. Nun war die Verständigung leicht und Goethe schiffte weiter, wie damals auch wir, seine dankbaren Schüler. Am Vorgebirge Virgilio vorüber, landeten wir in Bardolino, mitten in der üppigsten Fülle des italienischen Herbstes, unter Weinguirlanden, Feigen und Oliven.

Jetzt nach zehn Jahren sah ich den zweiten

dieser weltberühmten Seen, den Lago di Como. Dieser verhält sich zum Garda-See, wie ein Oelbild zu Aquarell, wie ein farbenglühender Tizian zu einem Wandgemälde Paul Verone-se's. Der Garda-See eine Vorstudie, der Comer-See das volle innere Heiligthum. Was dort zerstreut, wimmelt hier in dichten Gruppen; dort Felsen, hier höhere; dort Gärten, hier Wälder voll südlicher Schönheit. Dem Comer-See geben die Italiener selbst vor allen dreien den Vorzug; er hat den Schnee der Alpen in der Höhe und eine süditalienische Vegetation am Fuße seiner Ufer. Die Woge ist stürmisch und mildbewegt. Das Klima, durch alle Schichten der Luftveränderung hindurch, mit sanfter, niemals schädlicher Abwechslung. Von Colico bis hinunter nach Como wechselt der Anbau der Ufer zwischen den Staffagen eines einfachen Fischerlebens und den elegantesten mailänder Villeggiaturen ab. Hierher flüchtet die vornehme und reiche Welt von Milano, wenn die Trottoirs daheim zu brennend werden. Unzählbar ist die Menge der lieblichsten Landhäuser, die rechts und links am Ufer, bald auf grünen, wiesenartigen Landzungen, bald auf schroffen und mit Oelbäumen und Cypressen düsterbepflanzten Felsvorsprüngen gebaut sind. Hier ist der Ort, wo die Kaufleute von Mailand zwei Monate im Jahre liebenswürdig werden. Hier nehmen sie die Fremden auf, denen sie zehn Monate in Mailand ihre Paläste verschließen. Hier werden sie Mäzene, kaufen Statuen, Bilder, Bücher und Kostbarkeiten des Luxus. Hier waschen sie in reinen Bergquellen, die von den Felswän-

den stürzen, ihre vom Zahlbret eingegrauten Hände. Hier lauschen sie den melodischen Klängen, die von einer rosendurchflochtenen Altane herniedertönen, und erstaunen, daß diese Harfe, dies Piano von den Fingern ihrer Töchter, deren Talent sie nicht kannten, berührt wird. Unter diese Mailänder-Zwanziger-Crösus mischen sich russische Fürstinnen, die von ihrer Reisewuth endlich hier auf einer Villa ausruhen, wenn der Kaiser so gnädig ist, ihre Pässe zu verlängern; berühmte Virtuosen, die sich in Europa Geld genug zusammengestrichen und gehämmert haben, um hier auf einem Fleck der Erde zu vergessen, daß man sie selbst nur zu bald vergessen wird; müde Seelen, die viel gepilgert sind und keinen Ort der Welt so tröstend fanden, als diesen See mit seinen Cypressenufern und Nachtigallenhainen. Die Pasta hat hier eine Villa, die Taglioni eine, und ich bin überzeugt, alle Dichter und gefühlvollen Philosophen der Welt würden hier eine haben, wenn sie sie bezahlen könnten.

Nach der winterlichen Alpenüberfahrt, welch ein Erwachen in Chiavenna! Ich will die Unbequemlichkeiten eines Gasthofes, der sich als deutsch ankündigte und schlechter als ein italienischer war, nicht sehen, nichts hören von den Klagen eines gichtkranken Engländers, der begleitet von Söhnen, Enkeln und Enkelinnen hinter einem großen Glase Porterbier über die ihm noch bevorstehenden Schrecken der splügner Fahrt die Hände rang. Ich will meine Augen nur weiden an diesem Grün, das vor mir über die kalkige Mauer eines Gartens herüberragt. Der

Frühling ist wieder gefunden und um wie viel reicher, wie viel schöner, als wir drüben von ihm Abschied nahmen! Jene langen, grünen Bogengänge sind Weinlaubdächer; die spitzen Zacken der Aloes scheinen diese Festons zu tragen; die edelsten Obstbäume gemischt mit Oliven, die der unkundige Blick nicht mehr mit Weidenbäumen verwechseln wird. Und jene kahlen Bäume sind nicht solche, die erst keimen sollen, sondern die ihre Pflicht schon gethan haben; Maulbeerbäume, deren Blätter für den Seidenwurm schon abgepflückt sind. In der Ecke eines Gartens, hinter Aprikosen- und Pfirsichspalieren, versteckt sich der erste Feigenbaum.

Doch sind diese lieblichen Umgebungen Chiavenna's noch erst ein frühreifes Wagniß der Natur; der Weg zur nördlichen Spitze des Comer-Sees führt noch durch ein unfurchtbares, sumpfiges Thal, dessen felsige Seitenwände öde und düster auf uns herabblicken. Scharf faßt uns auch der Wind, der aus den Uferkrümmungen des Sees entgegenbläst. Der Weg führt durch eine öde, seichte Fläche, die von dem See abgelagert zu seyn scheint. Ziegen und magere Kühe holen sich mühsam das kümmerliche Gras hervor, das hier zwischen Millionen kleiner Kieselsteine wächst. Erst in Colico gewinnen wir Vertrauen zu der Gegend und bald wird dieß Vertrauen königlich belohnt. Dicht am Ufer des Sees führt eine kunstvoll gebaute Straße durch kleine Stationen, deren wohllautender Name auch im Einklang mit der immer üppiger werdenden Vegetation steht. Nun verschieben sich die grünen Ufer schon auf höchst malerische Art. Durch

Felsengallerien, in welche herabtröpfelnde Bergquellen sich den Weg zu bahnen wußten, rasselt man schnell hinab nach Bellano und Varenna. Zur Rechten winkt Menaggio und nun theilt sich der See in zwei Arme, von denen der eine nach Lecco, der andere nach Como fließt. Hier ist der rechte Mittelpunkt der pittoresken Schönheiten des Sees. Links donnert der Fiume di latte und spritzt seinen weißen Gischt oft in so viel Milliarden Tropfen umher, daß die darauf fallende Sonne ihn mit einem fernhin sichtbaren Regenbogen umzieht. Von Varenna führt uns ein Boot nach dem Vorgebirge, wo sich die beiden Arme des Sees trennen, nach der Punta di Bellaggio, einem Felsen, der auf der nördlichen Seite mit rauhen Tannen, auf der südlichen mit der schönsten Blumenpracht und allen Früchten Italiens bewachsen ist. Hier schon sieht man jene Rosenbüsche, die, in vielfachen Verschlingungen mit dem Ephen wetteifernd, in dunkle Myrtenbäume hinaufranken. Die Pförtnerin der Villa Serbelloni geleitet uns auf die höchste, sehr kunstvoll ausgearbeitete Spitze und dann hernieder in die duftenden Bergabhänge, in diese zwar künstlich angelegten, doch dem gesegneten Erdstrich nun schon zur Natur gewordenen Gärten. Dort die Villa Melzi, wo uns die geschmacklose Marmorgruppe eines von seiner Beatrice zu den Sternen geleiteten Dante, der aber das armselige Ansehen eines Schneiders hat, nichts von unserm frohen Humor nehmen soll. Winkt uns doch drüben die Villa Sommariva, diese Centifolie der bildenden Kunst. Hinüber! Vorbei an der Cadenabbia, an die

vornehme Schwelle dieses fürstlichen Palastes! Welch ein Eingang! Welch ein Gruß der Nachtigallen, die in einer Ueberfülle südlicher Naturschönheiten jetzt hier mehr zu beklagen scheinen, als nur ihre eignen Schmerzen. Diese Villa Sommariva, diese Erblassenschaft eines Mannes, der seinem Schönheitssinne sein Vermögen opferte, soll demnächst an den Meistbietenden versteigert werden. Graf von Nassau, Kurfürst von Hessen, hier ist etwas für eure Sucht, Häuser- und Gütercomplexe zu kaufen! Hier ist ein fürstliches Asyl entsagender Zurückgezogenheit, hier kann man Memoiren nicht über ein einfaches Dichter- und Künstlerleben, sondern über Staatsumwälzungen und Regentenlaufbahnen schreiben! Ein großartiger, in einfach edlem Styl erbauter Palast enthält in seinen Corridoren und Sälen Sculpturen und Bilder älterer und neuerer Meister. Und nicht etwa Modelle nur und arme Gypsabgüsse, mit denen wir übrigen Sterblichen uns befriedigen müssen, sondern die echten eigenhändigen Schöpfungen Thorwaldsens und Canova's. Von jenem den Alexanderzug, den Napoleon bestellte und Graf Sommariva nach der Katastrophe von Waterloo einlöste. Von diesem Amor und Psyche in einer Umarmung, die ganz das Werk jenes zarten, duftigen, anhauchenden Meißels ist, den nach Canova noch kein Bildhauer wieder geführt hat. Von den Gemälden würde eine gewählte Kritik viel ausrangiren; sie gehören größtentheils jener römisch-französischen Schule an, die im Genre Appiani's Sinnlichkeit unter dem Deckmantel griechischer Schönheit verbarg. Dazwischen fro-

stige Nachwehen des republikanischen Römergeschmacks, den Napoleon adoptirte und der in seinen prätentiösen Zeichnungen und kalten Farben zu den häßlichsten aller artistischen Rococos gehört. An der lüsternen Ausbeute einer gewissen Sphäre der griechischen Mythologie, besonders des Capitels von den mehren Verwandlungen Jupiters, kann man die Bildung errathen, die der Sammler dieser Schätze von dem Geschmack des vorigen Jahrhunderts erbte. Es sind die Götter Griechenlands, die auf der Villa Sommariva herrschen, und wenn man die üppige Blumenfülle ihrer Umgebung durchwandelt, wird man sich wohl vorstellen können, wie in diesen berauschenden Blüthengängen, unter Geranien, Kaiserkronen, Azaleen, Rosen, Heliotropen, Lilien und Orangenblüthen, die Satyrn und Nymphen einst verstanden haben, ihnen auch zu opfern.

Ein längerer Aufenthalt in dieser Gegend müßte reizend seyn. Ein Obdach in den Gasthäusern wäre bald gefunden, doch müßte man nicht an einem Puncte, sondern überall wohnen. Man müßte den See für festes Land nehmen und sich mit einer Gondel das Gebiet seiner Ausflüge vergrößern. Am frühen Morgen durchwandelte man die schattigen Gänge der Sommariva; bei guter Zeit kommt das Dampfboot von Como und bringt Gesellschaft, Briefe, Zeitungen. Mit der Hitze flüchtete man sich an das Ufer, das nach Menaggio führt; hier läßt die Krümmung des Sees immer einen kühlen Luftzug wehen. Das Ufer dieser Bucht ist nicht so reich bepflanzt, aber doch kann man

an einem ungeheuern, noch hoch in den Wolken mit Schnee bedeckten Felsen stehen, an dessen Fuß aus einer Spalte mit seinen großen, dunkeln Blättern und Ranken ein Feigenbaum wächst. Die Zierde des Mittagstisches bilden die im See gefangenen Fische; Musik lockt uns auf den Balcon, ein Boot kommt mit Sang und Klang von Bellaggio. Aus allen Ecken läuten grellgestimmte Kirchenglocken. Immer gleich schallt das Rauschen des fernen Fiume, ein Pistolenschuß hallt im Echo der Berge donnergleich wieder. Die sinkende Sonne röthet nach den Alpen zu die weißen Schneekuppen der Berge und endlich legt sich die Nacht mit ihren funkelnden Sternen über Ufer und See. Nichts hört man, als die klagenden Nachtigallen des seligen Grafen Sommariva und das Seufzen der am Ufer liegenden und von den Wellen geschaukelten Gondeln.

Oder auch es hüllt sich alles in Regen und Nebel. Man besteigt das Dampfschiff und entflieht betrübt, links und rechts an vielen Villen vorüber, nach Como, welches eine herzlich langweilige und dringend zur Abreise auffordernde Stadt ist.

Der dritte See, der Lago Maggiore, hochberühmt, vielgepriesen, vielersehnt. Isola Bella und Isola Madre sind Namen, die wie Musik an unser Ohr klingen, die auf deutsche Jünglinge und Mädchen einen paradiesischen Zauber haben. Leider entzog mir für dießmal Regen und Nebel die Bekanntschaft dieses Sees. Um ihn zu besuchen, ging ich von Como über Varese nach Sesto Calende. Der vareser See bie-

tet einen Sommeraufenthalt für diejenigen Mailänder, die mit ihrer Villeggiatur noch Agricultur-Zwecke verbinden. Man hat neben dem See hier eine Ebene, in der man die Ernte beobachten und im October auch einen Hasen schießen kann. Sesto Calende liegt am südlichsten Zipfel des Lago Maggiore, aber er bietet sich hier so unvortheilhaft dar, daß man sich an einen mecklenburgischen oder pommerischen Landsee versetzt glaubt. An einer schmutzigen Lache frösteln einige kahle Maulbeerbäume, nüchtern und träge spiegelt der See das Bild des grauen Himmels wieder und im Schilfe beginnen die Frösche so wohlbekannte, vaterländische Concerte, daß man unwillkürlich an Schmidt von Werneuchen denkt und Goethe's Musen und Grazien in der Mark aus der Tasche ziehen möchte. Ich nahm die Post und fuhr nach Mailand.

Inhaltsverzeichniß.

MEYER'S

GROSCHENBIBLIOTHEK

erscheint in broschirten Wochen-Bändchen von etwa 100 Seiten Sedez, jedes Bändchen zu nur 1 gGroschen — 1¼ Sgr. — 4½ Kreuzer rhein. = 2 Schillinge Ct. Seitdem Bücher gedruckt werden, ist ein solcher Preis noch nicht erdacht worden.

Meyer's Groschenbibliothek enthält das Beste der deutschen classischen Literatur. Sie soll ein Werkzeug werden für die intellektuelle Emanzipation des Volks — der Masse. — Sie soll es seyn, sie wird es seyn: — denn jeder Schulknabe und jedes Mädchen, jeder Lehrling, jeder Arbeiter und jeder Handwerker, jeder Bauer, selbst der Allerärmste, der täglich zwei Pfennige zur Anschaffung der Groschenbibliothek erübrigt, kann sich in Besitz bringen der reinsten und reichsten Quelle des Wissens, der Unterhaltung und der Erhebung von Herz und Geist. Jeder, ohne Ausnahme, kann sich einen Schatz sammeln für's ganze Leben - und dieser Schriftschatz verliert niemals an seinem Werthe.

☞ **Alle soliden Buchhandlungen in und außerhalb Deutschlands nehmen an und vollziehen Bestellungen und alle haben von uns den Auftrag, Subscribentensammlern auf 10 Exemplaren das eilfte unentgeltlich zu geben.**

Kein Besteller verpflichtet sich für mehr als einen Jahrgang von zwei und fünfzig Bändchen, und steht es dann Jedem frei, die Fortsetzung zu nehmen oder nicht.

Hildburghausen.

Das Bibliographische Institut.

Gutzkow, Karl,

Karl Gutzkow

Bd.: 2

Hildburghausen [ca. 1871]